INA SEIDEL / HANNS GROSSER

Dienende Herzen

*

KRIEGSBRIEFE VON
NACHRICHTENHELFERINNEN
DES HEERES

*

WILHELM LIMPERT-VERLAG BERLIN

INA SEIDEL HANNS GROSSER

DIENENDE HERZEN

Kriegsbriefe
von Nachrichtenhelferinnen
des Heeres



WILHELM LIMPERT-VERLAG • BERLIN

Porträtzeichnungen: Wolfgang Willrich, Berlin

Einbandentwurf: Paul Rosié, Berlin

 • Wilhelm Limpert-Verlag, Berlin • 1942 • Druck: Melantrich A.-G., Prag • Verlagsnummer: 42067

Dieses Buch wurde auf Veranlassung und im Einvernehmen mit der Nachrichtentruppenabteilung im Oberkommando des Heeres geschaffen.

Die dokumentarische Echtheit der verwandten Briefe von Nachrichtenhelferinnen ist verbürgt.

Auswahl, Zusammenstellung und Gestaltung besorgte Hanns Grosser.

Einführung und Übergabe dieses Selbstzeugnisses deutscher Frauen und Mädchen an das deutsche Volk übernahm Ina Seidel.

INA SEIDEL

Das vorliegende Buch berichtet in Selbstzeugnissen vom Einsatz der ersten zum Dienst bei der deutschen Wehrmacht verpflichteten Frauentruppe. Damit soll nicht behauptet werden, daß die erst in diesem Kriege ins Leben gerufene Einrichtung des Notstandsdienstes der Nachrichtenhelferinnen die einzige geschlossene Frauengemeinschaft im Wehrmachtsgefolge darstellte. Wir brauchen uns nur an die bereits ehrwürdige Einrichtung des Roten Kreuzes und den aufopfernden Einsatz seiner Schwestern und Helferinnen zu erinnern, um uns darüber klar zu werden, daß das deutsche Heer schon seit dem Kriege von 1866 dankbar Gebrauch von der sich mit sachlicher Hingabe zur Verfügung stellenden Hilfsbereitschaft der nationalen Frauenkräfte zu machen weiß und daß die hinter der Front arbeitenden Lazarette und die Soldatenheime in den besetzten Gebieten mit ihren zur Betreuung und Verpflegung der Soldaten wichtigen und unentbehrlichen Verrichtungen in ihrer wesentlichen Wirksamkeit von Frauenkräften getragen werden. Ebensowenig darf der Hilfsdienst übersehen werden, den das Deutsche Frauenwerk durch seine Organisationen der Wehrmacht im gegenwärtigen Kriege von Anfang an leistete, wobei des Kriegshilfsdienstes der Arbeitsmaiden besonders gedacht werden muß. Wenn wir die Nachrichten-

helferinnen des Heeres als erste zum Dienst bei der deutschen Wehrmacht verpflichtete Frauentruppe bezeichnen, so geschieht dies in dem besonderen Sinne, als es sich hier in der Tat zum erstenmal um einen dem Oberkommando des Heeres unmittelbar unterstellten uniformierten weiblichen Sonderverband handelt, dessen Einheiten dem kämpfenden Heer nachfolgen, um in jedem Gebiet gleich nach der Besetzung zum Einsatz zu kommen.

Die wertvolle Schrift über die „Frauenleistung im Kriege" auf allen Lebensgebieten des nationalsozialistischen Staates von Dr. lse Buresch-Riebe betont mit Recht, daß der Frauen-Kriegseinsatz in Deutschland sich wesentlich von dem unserer Feinde unterscheide. „Deutschland stellt seine Frauen nicht an die Flakgeschütze, wie dies auf der britischen Insel geschieht," heißt es in der Einleitung, „es formiert auch keine Frauenbataillone wie die Sowjets, die sie sogar an der Front einsetzen." Als dieser Krieg noch in weiter Ferne war, vor etwa 10 Jahren, konnte einem freilich auch bei uns die theoretische, aber mit leidenschaftlicher Überzeugung vorgetragene Forderung nach einer soldatischen Ausbildung unserer Mädchen mit der Waffe begegnen; sie wurde aber nicht von männlicher oder gar militärischer Seite erhoben, sondern sie kam vereinzelt und ohne viel Anklang zu finden, aus einer zwar unantastbar vaterländisch gesinnten, aber die national-psychologischen Voraussetzungen anscheinend völlig übersehenden und wenig zahlreich vertretenen

weiblichen Richtung. Die bewaffnete, kriegerisch geübte Frau finden wir nur bei Völkern in sehr frühem, fast barbarischen oder aber sehr spätem, dekadenten Entwicklungszustand. Für ein im Aufstieg befindliches Volk wie das unsere, in dem die Aufgaben für jedes Geschlecht klar umrissen und eingeteilt sind, trifft keine dieser beiden Voraussetzungen zu.

Wo in Deutschland die Frau für den Mann eingesetzt wird, wie es die Lage des totalen Krieges erfordert, da wird es sich immer um Aufgaben handeln, die nicht im Gegensatz zu ihrer Naturanlage stehen. Ihr Einsatz geschieht auf jener mittleren Ebene, wo die Kräfte und Gaben beider Geschlechter einander die Waage halten und sich gegenseitig ablösen können, wie es vielfach schon im Frieden erprobt war. Nur eine unvorstellbare nationale Notlage könnte es mit sich bringen, daß die Wehrpflicht mit der Waffe auf die deutsche Frau ausgedehnt würde: der deutsche Mann müßte dann erst bis auf kümmerliche Reste ausgerottet sein! Die Auffassung von der in der Mütterlichkeit beruhenden Würde der Frau ist so tief im deutschen Wesen verwurzelt, daß der Vorstellung eines wehrhaften Frauenideals ein geradezu naturhafter Widerstand entgegengesetzt wird. Zweifellos würden deutsche Frauen, wenn es sein müßte, auch kämpfend ihren letzten Blutstropfen für Volk und Vaterland hergeben und für ihre Kinder zu sterben wissen! Sie danken es aber dem deutschen Manne, daß er ihre Hände, die zum Hegen und Hüten des Lebens bestimmt sind,

vor der Notwendigkeit, Blut vergießen zu müssen, bewahrt. –

Die Jugenderziehung des nationalsozialistischen Staates hat für beide Geschlechter ein vorläufiges gemeinsames Ziel abgesteckt, nach dessen Erreichung die Wege der Jungen und Mädchen sich teilen. Dies vorläufige Ziel umfaßt das Ideal einer körperlich und seelisch gesunden, sportlich geübten, wirklichkeitsnahen Jugend, die in dem Freiluftleben, der frohen Dienstbereitschaft, der Wander-, Sport- und Spielgemeinschaft des Lebensbeginns einen unerschöpflichen Kräftevorrat für die Anforderungen der späteren Aufgaben in sich sammelt. Auch die Mädchen, die als Kinder in gleicher Tracht in Schritt und Tritt marschiert sind, werden, wenn das Vaterland ihrer einmal bedarf, keine gewaltsame Umstellung brauchen, um ihre weiblichen Sonderaufgaben vorübergehend zu verlassen und sich dem Staat zur Verfügung zu stellen. Gleich ihren Brüdern werden sie die Uniform als ein Ehrenkleid tragen oder sie doch jedenfalls nicht als drückend empfinden; die Einheitlichkeit der gemeinsamen Schulung in der Kindheit ist der Gemeinsamkeit der späteren Verantwortung für das Volksganze angepaßt und hat das Gefühl dafür auf natürliche Weise entwickelt.

Uniformierte Frauen – Frauen im Einheitskleid eines Kriegshilfsdienstes – sie sind uns im Straßenbild der gegenwärtigen Kriegszeit schnell zur Gewohnheit geworden. Dennoch merkt man auf, der Blick stellt sich

schärfer ein, ein lächelndes Wohlgefallen berührt den Beobachter, wenn ihm im Getriebe der Großstadt unversehens junge Mädchen in der knappen feldgrauen Montur der Nachrichtenhelferinnen des Heeres den Weg kreuzen. Es ist eine alte Erfahrung, daß Weiblichkeit, wenn sie nur ihrer selbst bewußt bleibt, durch betont sachliche Kleidung eher unterstrichen als abgeschwächt wird. So ist auch in diesem Fall die Uniform nicht dazu angetan, zu verbergen, daß hier weibliche Jugend pflicht- und zielbewußt, im Vollbesitz aller Lebenskräfte ihrer glücklichsten Jahre, sich voll und ganz in die große Bewegung ihres Volkes eingeschaltet hat, ohne daß mit diesem opferbereiten Einsatz auch nur im entferntesten das verbunden wäre, was man als Verkümmern bezeichnen müßte. Im Gegenteil! Wie der gesunde Junge im Soldatendienst fast immer einen Zuwachs seiner persönlichen Kräfte erlebt, und sei es in einer deutlicheren Bewußtwerdung seiner Lebenspläne und in der Entfaltung des Wunsches, sich nach Ableistung seiner Dienstpflicht unbedingter noch als zuvor dem erwählten Beruf hinzugeben, so scheint es auch bei den Mädchen zu sein: die meisten wirken wie von unbefangenem frohen Selbstgefühl getragene junge Menschen, in denen die Persönlichkeit unter günstigen Bedingungen keimen und zum Gedeihen gelangen darf. Die günstigen Bedingungen aber sind eben darin beschlossen, daß hier von den einzelnen innerhalb einer tragenden Gemeinschaft die Übernahme verantwortlicher Mitarbeit an

der großen Sache des Volkes geschehen ist. Eine Tätigkeit, die unter anderen Umständen, allein des Broterwerbs wegen übernommen, unter dem Zwang des Selbsterhaltungstriebes vielleicht nur widerwillig ausgeübt werden würde, erscheint geadelt und von ungeahnter Lebendigkeit, wenn sie im Dienste höchster Ziele der Allgemeinheit geschieht.

Dies ist ja das große Erlebnis unserer Zeit, daß jede Arbeit, und bestünde sie in einem durch Stunden immer von neuem ausgeführten, eintönigen Handgriff an einer Maschine, ihre Ausrichtung auf den lebendigen Mittelpunkt des Volkswohls erhalten hat und mit dieser Um- und Einschaltung unmittelbar an die pulsierenden Lebensströme angeschlossen ist, die das Ganze bindend durchkreisen. In diesem Sinne gibt es heutzutage letzten Endes auch keine Arbeit mehr, die allein um der Selbsterhaltung willen geschähe, und dadurch ist nicht nur dem Menschen, sondern auch der Arbeit die Würde zurückgegeben, die vielfach eingebüßt war. Darüber hinaus hat jede Teilarbeit das ihr zukommende Gewicht neu erworben, und wo es sich nun einmal um eine vorwiegend mechanische Tätigkeit handelt, so wird sie, in dieser Erkenntnis vom Fluch einer Fron- oder Sklavenarbeit befreit, mit jener Überlegenheit ausgeführt werden können, die nur der Blick auf die Zusammenhänge und das Ganze verleiht. Dadurch ist auch der Schritt geschehen, der nötig war, um den Dämon der Maschine

in seine Grenzen zurückzuweisen, der Mensch hat die Herrschaft über ihn endlich gewonnen, und dieser Sieg wird desto vollkommener werden, je zahlreicher die junge Generation, die sich von Anfang an auf den Boden des großen Volkswerkes gestellt hat, in die Arbeitsplätze einrücken wird. Die Gefahr des vorigen Jahrhunderts, daß die Maschine den Menschen überwältigen und ihn, zum entseelten Roboter entwürdigt, dem Moloch des Kapitalismus überantworten würde, konnte nur auf diesem Wege überwunden werden. –

Die Eignung der Frauen zum Beruf der Fernschreiberin, Fernsprecherin und Funkerin brauchte nicht erst erprobt zu werden: sie war längst erwiesen und in staatlichen Betrieben erprobt. Es mag die weibliche Anpassungsfähigkeit, die Gabe der Einfühlung sein, die sich hier geltend machen; hinzukommt wahrscheinlich die Tatsache, daß Frauen mit besonderer Freude auf jedem Gebiet arbeiten, wo jeder Handgriff sich unmittelbar ins Menschliche auswirkt. Der Dienst der Nachrichtenhelferinnen gilt der Notwendigkeit, die geistige Verbindung zwischen Menschen aufrecht zu halten, in ihrem besonderen Fall zwischen Vertretern von Dienststellen der Heeresleitung und der Verwaltung in den besetzten Gebieten. Ihr Einsatz gilt also einer Sache von kaum überbietbarer Wichtigkeit, und die Verantwortung, zu der jede einzelne Helferin sich aufgerufen fühlen muß, erhöht nicht nur das Gefühl des eigenen Wertes, sondern wirkt auch vor allem

erziehlich. An diese ethische Seite des Berufes mag manche von den Anwärterinnen bei ihrer Bewerbung noch garnicht gedacht haben; sie muß aber notwendigerweise schon während der Ausbildungszeit in den Vordergrund treten und die ganze Haltung der Mädchen prägen.

Die Anwärterinnen zum Nachrichtenhelferinnen-Dienst kommen wie die Soldaten aus allen Schichten des Volkes. Obgleich es gern gesehen wird, wenn gewisse Vorkenntnisse in fremden Sprachen und im Maschinenschreiben vorhanden sind, da diese Voraussetzungen eine günstige Grundlage für die weitere Ausbildung und den Dienst in besetzten Gebieten bilden, setzt sich der überwiegende Teil der Truppe doch aus ehemaligen Volksschülerinnen zusammen; die Mehrzahl kommt aus den kaufmännischen Berufen her, wenn schon neben diesen auch viele andere weibliche Berufe vertreten sind. Wie die Meldung beim stellvertretenden Generalkommando zu geschehen hat, so geht auch die Ausbildung nach durchaus militärischem Zuschnitt vor sich. Die Mädchen werden in Ausbildungstrupps zusammengefaßt, lagermäßig untergebracht und von Führerinnen betreut. Neben der technischen Ausbildung läuft die Schulung her, die sich auf die Verpflichtungen bezieht, die von den Mädchen später in ihrer Eigenschaft als „Bedienstete des Heeres" zu erfüllen sind, so erhalten sie Belehrung über die Verpflichtung zur Geheimhaltung aller militärischen Angelegenheiten, von denen sie im

Dienst Kenntnis erhalten, über militärische Dienstgrade und einschlägige Fragen. Regelmäßige sportliche Übungen unterbrechen den technischen und theoretischen Stundenplan, und die Pflege des Gemeinschafts lebens findet ihre Höhepunkte an gelegentlichen Heimabenden, zu deren Gelingen alle beitragen. Während dieser ersten Ausbildungszeit tragen die Mädchen noch Zivil; nach der Vereidigung jedoch, die dem abschließenden Lehrgang auf der Heeresschule für Nachrichtenhelferinnen in Gießen vorausgeht, wird Uniform angelegt, und damit ist die endgültige Aufnahme der Anwärterinnen in die Truppe vollzogen. Von nun an ist es nur noch verheirateten Helferinnen gestattet, bei Gelegenheit eines Besuches ihrer Männer am Einsatzort vorübergehend Zivil zu tragen.

Die Heeresschule bildet zugleich die Zentrale, von der aus die Nachrichtenhelferinnen zum Einsatz gebracht werden. Der kleinste Einsatz besteht aus dreizehn Nachrichtenhelferinnen; dreizehn bis sechzig bilden einen Zug oder Trupp. Größere Einheiten bestehen aus zwei bis vier Zügen und bilden dann eine sogenannte Bereitschaft; die Führerinnen der einzelnen Züge unterstehen der Bereitschaftsführerin. Dienstgradabzeichen an Kragen oder Ärmel kennzeichnen wie bei den Soldaten auch in dieser Truppe die Rangunterschiede. Als Löhnung erhalten die Helferinnen entsprechend der Dienstgradabstufung, eine wehrsoldartige Vergütung. Eine Pensionsberechtigung besteht nicht, da die Nachrichtenhelferinnen notdienstverpflichtet sind; die Not-

dienstverpflichtung gilt für die Dauer des Krieges und der damit verbundenen Abwicklung der Geschäfte. Ihr Arbeitsplatz in der Heimat bleibt ihnen erhalten, wenn sie nach dem Kriege in ihre zivile Tätigkeit zurückkehren. Im übrigen gilt für sie wie für Soldaten das Wehrmacht-Fürsorge und Versorgungs-Gesetz.

Aus dieser sachlichen Darlegung des Aufbaus dieser weiblichen Truppe mag ersehen werden, daß hier zum erstenmal die feste, kristallinische Struktur, die in der Organisation des deutschen Heeres waltet, ihre Anwendung auf den gemeinhin lieber blühenden als kristallisierenden weiblichen Grundstoff gefunden hat. Doch dürfen wir die daraus sich ergebenden Erscheinungen betrachten wie die Sterne der Schneeflocken oder den silbrigen Flor von Eisblumen am Fenster; bei ihrem Anblick dürfen wir erfahrungsgemäß annehmen, daß sie sich beim Eintritt des Frühlings — in diesem Falle: des Friedens — wieder in das ihnen angemessene bewegliche Element des strömenden Wassers zurückwandeln werden. —

Betreten wir, etwa in einer Hauptstadt der besetzten europäischen Länder, eins der Häuser, in denen eine Bereitschaft der Nachrichtenhelferinnen untergebracht ist, so haben wir in der Tat nicht den Eindruck, uns in einer Kaserne im landläufigen Sinne des Wortes zu befinden. Es ist zum Beispiel ein ehemaliges Hotel, das zu diesem Zwecke von der Wehrmacht beschlagnahmt wurde, und findet der Besuch an einem Sonntag statt, so ist man gleich in der Halle angenehm berührt

vom Anblick junger Mädchen, die sich hier, als in dem ihnen zustehenden Tages- oder Gemeinschaftsraum, in plaudernden Gruppen oder vereinzelt, in ein Buch, eine private Schreibarbeit vertieft, wohlverdienter Erholung hingeben. Hier dürfen auch Besuche empfangen werden. Das ganze Haus scheint an so einem Feiertag, wenn die Belegschaft zum großen Teil zuhause ist, von dem besonderen heiteren, quecksilbernen Leben erfüllt, das zum Zusammenwohnen vieler junger Mädchen zu gehören scheint, und das keine Disziplin ganz zu unterdrücken vermöchte.

Was diese Disziplin angeht, die doch letztlich das Gerüst des Ganzen bildet, so nimmt sie zweifellos Rücksicht auf die weibliche Eigenart und gewährt ihr Spielraum im Rahmen des gemeinsamen Lebens. So besteht eine gewisse Freiheit in bezug auf die Gestaltung der persönlichen Umwelt innerhalb der gemeinsamen Zimmer, die nach Maßgabe des vorhandenen Raumes belegt sind. Mit den Familienbildern, Blumengläsern und ähnlichem lieben bunten Kram, wie ihn junge Mädchen nun einmal gerne mit sich führen, gewähren diese „Mannschaftsräume", in denen dann noch die wenigen Möbel meist sinnreich und geschmackvoll gestellt sind, einen durchaus traulichen und persönlich bestimmten Eindruck. Wenn auch mit einfacheren Mitteln zustande gebracht, so wird das Bild doch überall ähnlich wirken, wo Nachrichtenhelferinnen untergebracht sind; die Gabe der Frau, und insbesondere der deutschen Frau, Behagen um sich zu verbreiten, wird sich an jedem Ort, und sei es

in einer Baracke oder einem anderen Notstandsquartier des rückwärtigen Gebietes, geltend machen, und wird den Helferinnen das notwendige Gegengewicht für die unverrückbare Strenge eines Lebens nach „des Dienstes ewig gleichgestellter Uhr" geben — ihnen die Fremde heimatlich werden lassen, soweit das möglich ist.

Um diesen unbedingt nötigen Ausgleich zu schaffen, ist auch für die Freizeitgestaltung an Sport und Werkarbeit manches vorgesehen, was nicht allein zur Beschäftigung und zum Zeitvertreib, sondern auch zur Übung brachliegender Fähigkeiten und damit unmerklich zur Erziehung und Fortbildung dient. Jeder Einsatz verfügt über eine Bibliothek; es finden Führungen zu geschichtlichen Stätten, durch Museen und Kirchen statt, gelegentlich auch Vorträge. Für die Aufgeweckten und geistig Vorgebildeten bedeutet eine Dienstzeit etwa in Frankreich oder Belgien unbedingt ein Jugenderlebnis von stärkster Nachwirkung, das den geistigen Gesichtskreis erweitert und Erfahrungen fremder Volksart, europäischer Städte und Landschaften und große Kunsteindrücke vermittelt, die die werdende Persönlichkeit um wesentliche Elemente bereichern.

Freilich wird das eine nie vergessen werden können und dürfen: daß es sich nämlich weder um eine Bildungszeit, noch um eine besonders angenehme Abwechslung im Berufsleben, noch auch um einen Weg, Abenteuer und Erlebnisse in fremden Ländern zu haben, handeln kann, sondern — sehr schlicht und ein-

deutig — einzig darum: zu dienen, dem Vaterlande in schwersten Zeiten zu dienen! Dienen bedeutet immer Zurückstellung der eigenen Person und ihrer Ansprüche hinter das Wohl der Gesamtheit und die bedingungslose Einreihung in eine anerkannt höhere Ordnung.

Diese Ordnung findet im Heeresdienst ihren Ausdruck in der Disziplin, und als „Bedienstete des Heeres" sind die Nachrichtenhelferinnen selbstverständlich dieser Disziplin, unter Umständen auch der Disziplinarstrafordnung des Heeres unterstellt. Da die Truppe sich aus freiwilligen Kräften zusammensetzt, läßt sich annehmen, daß der Eintritt jeder einzelnen Helferin in vollem Bewußtsein dieser Voraussetzungen und in voller Bereitschaft, sie zu erfüllen, erfolgt ist. Dennoch müßte es sich nicht um Menschen, und vor allem nicht um junge Menschen handeln, wenn es nicht unter ihnen manche gäbe, denen erst angesichts der Wirklichkeit, und vor allem der Dauer dieser Wirklichkeit, klar geworden wäre, welche Opfer und Entbehrungen der Dienst, wie jeder Kriegsdienst, von ihnen fordert, und wie allein das Aufgeben des Privatlebens und der Zwang zur beständigen Unterordnung unter das Gesetz der Gemeinschaft für viele eine nicht abreißende innere Auseinandersetzung mit anders gerichteten eigenen Bedürfnissen und Wünschen hervorruft.

Zu der Einschränkung der persönlichen Freiheit mag für diese und jene noch eine Erschwerung durch

die Notwendigkeit fortwährender Anpassung nicht nur an die Forderungen des Gemeinschaftslebens, sondern auch an die mit dem Einsatz und der Führung größerer, durchorganisierter Menschengruppen unvermeidlich verbundene Schematisierung der geistigen Betreuung kommen, die sich unter solchen Umständen immer nur an einen angenommenen Durchschnitt der Allgemeinheit wenden kann. Was hierbei immer noch über die Köpfe der unterhalb solchen Durchschnitts und darum Anspruchslosen hinweggeht, bleibt dennoch vielleicht zuweilen den geistig-seelischen Bedürfnissen einer höher entwickelten oder unter günstigeren Bildungsbedingungen aufgewachsenen Minderheit unangemessen, und diese fühlt sich allmählich unausgefüllt und unbefriedigt. Gerade diese geistig lebendigere und anspruchvollere Schicht der Helferinnen aber erkennt mit der Zeit wahrscheinlich, daß in dieser Unstimmigkeit eine Aufgabe des Gemeinschaftslebens verborgen liegt, deren Lösung nicht darin bestehen kann, daß ein kleiner Kreis vereinzelter Unbefriedigter sich zusammenfindet, um unfruchtbare Kritik zu üben und in gegenseitigem Austausch Ersatz zu suchen für das, was ein breiteres Gemeinschaftsleben nicht bieten kann.

Das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und der Notwendigkeit, für einander einstehen zu müssen, wird freilich immer dort am stärksten entwickelt sein, wo die Einsätze fern der Heimat in einer vom Kriege noch unmittelbar aufgewühlten und erschütterten Um-

gebung Fuß fassen muß, wie es im Anfang in Frankreich, Belgien und Holland war, und wie es jetzt vor allem im Osten ist. Da kann sich dann das herausbilden, was gemeinhin unter Frauen noch nicht so selbstverständlich ist, wie unter Männern: das Solidaritätsgefühl, die Bereitschaft zur unbedingten Kameradschaft.

Es ist als träte diese Grundstruktur menschlichen Gemeinschaftslebens erst zutage, wenn eine Gruppe von Menschen miteinander durch Not und Gefahr, durch Dick und Dünn gegangen ist; wenn die Entbehrungen, die gleiche Kost, der Schlaf auf hartem Boden und auch die kleinen Freuden gemeinsam erlebt wurden, die erst in solchen Tagen voll gewürdigt werden können.

Diesem Grunderlebnis steht das Erlebnis der straffen, so wie nie zuvor von verantwortungsvoller Wichtigkeit getragenen Arbeit gleichwertig zur Seite, das Erlebnis des D i e n s t e s, der oft unter völlig ungewohnten äußeren Verhältnissen mit höchstgesteigerter Genauigkeit und Zuverlässigkeit erfüllt werden muß.

Was sich um diese beiden Grundpfeiler rankt, das gehört schließlich für jede Einzelne schon in den Bereich privaten Erlebens und erhält seine Betonung und Färbung nicht so sehr von der einmaligen Lage als Nachrichtenhelferin, als von der Eigenart der Persönlichkeit her.

Mag nun die Einzelne mehr oder weniger aufnahmefähig sein — für jede wird doch die Kriegsdienstzeit als Nachrichtenhelferin unendlich mehr bedeuten, als die Erfüllung ähnlicher Pflichten im eintönigeren Ablauf

des Berufslebens in der Heimat. Für alle wird die Dienstzeit später in der Erinnerung einen Höhepunkt der Jugend darstellen, und jedes Erlebnis, das sie mit sich brachte, wird von besonderem Glanz umflossen sein, mag es sich nun um menschliche Begegnungen, Eindrücke fremder Städte und Landschaften oder um die Berührung mit den besiegten Völkern handeln, — Völkern, die uns feind waren, und die dann während der wechselvollen Dauer des Krieges allmählich vom großen Zuge der europäischen Umstellung ergriffen wurden und uns Deutschen zögernd das fragende Antlitz hoffender Bereitschaft zuzuwenden begannen.

Die Mädchen, die nach Friedensschluß aus der unmittelbaren aktiven Teilnahme am größten Geschehen der Zeit in die Heimat zurückkehren, werden, bewußt oder unbewußt, eine innere Wandlung durchgemacht haben, die ihr ganzes weiteres Leben mitbestimmen muß. Das braucht nach außenhin garnicht so sehr in Erscheinung zu treten; der Reichtum eines erweiterten Weltbildes wirkt sich bei verschiedenen Menschen verschieden aus, und es ist nicht gesagt, daß nun jedes deutsche Mädchen, das von draußen heimkehrt, notwendig weltgewandter im Auftreten, in der gesellschaftlichen Haltung, in Sprachkenntnissen und in der ganzen Lebenseinstellung sein müsse. In einzelnen Fällen wird das spürbar sein, und die gewisse Schwerfälligkeit, die zuweilen mit dem deutschen Wesen verbunden ist, wird dadurch eine wohltätige Auflockerung erfahren haben. Andere werden die Fülle

des Erlebens in sich verschließen und erst mit der Zeit erfahren, was sie daran besitzen. Diese Erinnerungen werden vielleicht erst zu leuchten beginnen, wenn das Leben einmal schwer und eintönig geworden ist; dann aber werden überall in Deutschland Frauen sein, die sich bei der harten und mühevollen Arbeit für ihre Familie aus einem heimlichen Schatz neue Kraft und neuen Mut holen können; und nicht sie allein, auch ihre Kinder werden Vorteil davon haben, daß die Mutter einmal ein Stück von der Welt gesehen hat, indem sie ihre Pflicht für das Vaterland tat. Endlich, wenn die Kinder groß sind, wird ihnen wohl auch eines Tages die Mutter dies Buch in die Hand geben, damit sie sich selbst davon überzeugen können, wie es damals gewesen ist. Damit hat es ja aber noch gute Weile. Einstweilen will dieses Buch zur deutschen Gegenwart sprechen als eine Stimme im Chor der großen Arbeit, die in diesem Kriege hinter den Fronten geschieht, und um ein helles freudiges Zeugnis von einem wichtigen, froh und tapfer geleisteten Fraueneinsatz dieser Tage abzulegen: vom Einsatz der Nachrichtenhelferinnen des Heeres.

KRIEGSBRIEFE
VON NACHRICHTENHELFERINNEN
DES HEERES

„. . . bevor ich nun weggehe in ein fremdes Land, möchte ich Euch noch einmal aus der Heimat schreiben.

In Gedanken war ich heute noch bei den schönen Stunden daheim – und so wird es oft sein. Es ist ein beruhigender, beglückender Gedanke, der einem inneren Halt gibt, wenn man weiß, einen lieben Vater und eine liebe Mutter zu haben, die sich mühen und sorgen in nie endender Aufopferung, die immer für einen da sind, sei es in sonnigen oder trüben Tagen.

Dieses unerschütterliche Bewußtsein ist wie ein kostbarer Schatz.

Da Ihr wißt, wie sehr ich mich auf die neue Arbeit und die neue Umgebung freue, denke ich, werdet Ihr auch nicht traurig sein, daß ich so weit fort komme, sondern Euch mit mir freuen, denn ich bin überzeugt, daß ich sehr viel in der kommenden Zeit lernen werde, in jeder Hinsicht . . ."

Bevor ich nun weggehe in ein fremdes Land . . .

Ja, es ist ein Besonderes um dieses Weggehen. Es ist keine Reise, keine Fahrt in den Urlaub, in die Erholung, ins Vergnügen.

Es gibt auch keine Fahrkarte für Hin- und Rückfahrt. Wer sonst eine Reise tut, der weiß meist um seine Heimkehr, weiß mindestens den Monat, oftmals den Tag, manchmal die Stunde.

Die Tochter aber, die diesen Brief schreibt, verläßt im Kriege die Heimat. Über ihrem Weg in ein fremdes Land steht ein schlichtes, ein soldatisches Wort.

Es heißt — Einsatz.

Einsatz im Kriege!

Das ist es, was den Abschied so tief, so ernst macht. Das ihm sein Gewicht gibt und seinen tiefsten Sinn offenbart.

Das ist es, was ein dankdurchflutetes junges Herz zu den Worten drängt:

Meine lieben, guten Eltern!

Bevor ich nun weggehe . . .

Muß ich Euch sagen, was Ihr mir seid.

Muß ich Worte finden für mein Wissen um das, was hinter mir, was in der Heimat bleibt.

Ich komme zum Einsatz.

Ich gehe „hinaus".

Draußen aber bestimmt meinen Weg nur ein einziges Wort, ein einziger Gedanke.

Draußen bekommt mein junges Leben einen anderen, einen neuen Inhalt.

Draußen — im Einsatz!

*

„Ihr wartet sicher schon auf Nachricht von mir.

Die Fahrt war eine kleine Strapaze. Heute, Montagmorgen, kamen wir erst hier an.

Aber der Reihe nach:

Nachtblau und sternenübersät wölbte sich der Himmel über Deutschland in jener letzten Nacht, in jenen letzten Stunden der Fahrt auf heimatlichen Gleisen. Ich stand am Fenster – die ganze Zeit. Ich konnte nicht schlafen, in dieser Nacht nicht und auch in den anderen nur wenig.

Es war auch sehr kalt, und wenn wir schon einmal einnickten, wachten wir vor Kälte immer wieder auf.

Es konnte nicht geheizt werden, weil wir zu unseren deutschen Wagen ausländische Lokomotiven hatten, und da ließ sich der Heizungsschlauch nicht anschließen.

Es war eben ein ‚Sonderzug', das heißt, mehr ein sonderbarer Zug. Zwischen Güterwagen mit Kanonen und Geräten und Verpflegungsschweinen ein paar Personenwagen.

Von Holland sahen wir nicht viel. Im Mondschein waren allenthalben nur Umrisse und Silhouetten zu erkennen.

Dann ging es durch Belgien. Sowas von Dreck habe ich noch nicht gesehen. Und dann all die Trümmer! Zerstörte Brücken, ausgebrannte Häuser, Kirchen, Bahnhöfe. Reste von Autos und anderen Fahrzeugen, weggeworfene Kleidungsstücke von Flüchtlingen. Granattrichter, zum Teil schon zugeschüttet, und vereinzelt auch Soldatengräber.

Durch Löwen kamen wir und an Brüssel fuhren wir vorbei.

Immer wieder mußten wir stundenlang warten, bis der Zug weiter konnte. Oft waren die Strecken verstopft und viele Gleise noch nicht befahrbar.

Den Übergang nach Frankreich merkten wir kaum. Der Schmutz blieb derselbe.

Sonnabend aber war es schön. Wir hatten lange, lange Aufenthalt in Valenciennes. Stürmisch wurden wir da von deutschen Soldaten begrüßt.

Ein Soldat, ein Wiener, lieh sich die Ziehharmonika einer Kameradin und spielte uns vor. Dazu hat er dann meistens gesungen, zum größten Teil Wiener Lieder.

Da wir nachmittags Wein kauften in irgendeinem Ort, brachte ich ihm im Namen der Kameradinnen ein Gläschen.

Darauf sang und spielte er noch mal so gut. Walzer, Operettenmelodien und vor allem Volkslieder.

Am liebsten hätten wir die ganze Nacht zugehört, aber um 22 Uhr wurde Zapfenstreich geblasen. Wir baten aber soviel und herzlich, daß er noch eine halbe Stunde zugab.

Dann mußte er leider auf Wache.

Er wollte noch einmal wiederkommen, aber wir fuhren dann bald wieder weiter . . .“

„Feldpost“ steht auf dem Umschlag dieses Briefes. Und ist er nicht wahrhaftig ein Feldpostbrief?

Zeugt er nicht von einem Erleben, wie es Tausenden und Abertausenden von Soldaten beschieden war und beschieden ist?

Und doch ist in jeder Zeile, in jedem Absatz irgendwie spürbar, daß ein deutsches Mädel ihn schrieb.

Es wäre sinnlos, das an den Worten beweisen zu wollen. Nicht an, nein in und zwischen den Worten liegt das Zeugnis:

„Ich konnte nicht schlafen, in dieser Nacht nicht und auch in den anderen nur wenig.“

Warum?

Weil in dieser Nacht ein junges deutsches Frauenherz hinausglitt aus der Heimat, hinübergetragen wurde in ein fremdes Land.

Stärker und tiefer empfand dieses junge Frauenherz die ständig wachsende Entfernung vom heimatlichen Kreis. Die Melodie der Trennung dröhnte ihm aus den rollenden Rädern unter den Füßen.

Als aber dann die Worte des Briefes alldem ungewollt Ausdruck verleihen, da erwacht die Sorge, unrecht verstanden zu werden. Es könnte doch sein, daß die daheim Wehmut oder gar Schwäche aus den Zeilen lesen. Das darf nicht sein.

Und darum folgt dann auch sogleich, wie zur Entschuldigung:

„Es war aber auch sehr kalt, und wenn wir . . .“

Ja, es ist schon ein fraulicher Feldpostbrief, mit all den Feinheiten und Bedachtsamkeiten, deren ein Frauenherz fähig ist.

Auch die Schilderung rauhester Wirklichkeit wird davon durchwärmt und durchpulst.

„Sonntag morgen kamen wir in Ch. an. Hier hatten wir wieder bis Mittag Aufenthalt. Nun gabs erst wieder einmal ‚Morgentoilette‘ – an der Lokomotive. Da war ein Rohr, aus dem Wasser lief, das war unser ‚fließendes Wasser‘. Sogar warmes Wasser bekamen wir vom französischen Lokführer. Es war zwar nicht

ganz sauber, aber wir konnten uns ja doch nur kurz und soldatisch ‚frischmachen‘. Wir sind ja schon sooo bescheiden geworden in den paar Tagen.“

Es ist eben alles so wie bei „Landsers“.

Vor allem des Nachts.

„Bald brennen einem die geschwollenen Füße vom vielen Herumstehen in den Gängen und an den Fenstern.

Alle verfügbaren Gegenstände, Bademäntel, Kissen und Decken, werden hervorgesucht und eine einigermaßen bequeme Liegestatt hergerichtet. Einige beziehen das Gepäcknetz, andere erklimmen die Koffer in den Gängen. Bald hört man ein Ächzen und Stöhnen. Der Mantel rutscht dauernd herunter und die Maschen des Netzes sind doch nicht so fest wie man glaubt, denn hin und wieder kracht es bedenklich.“

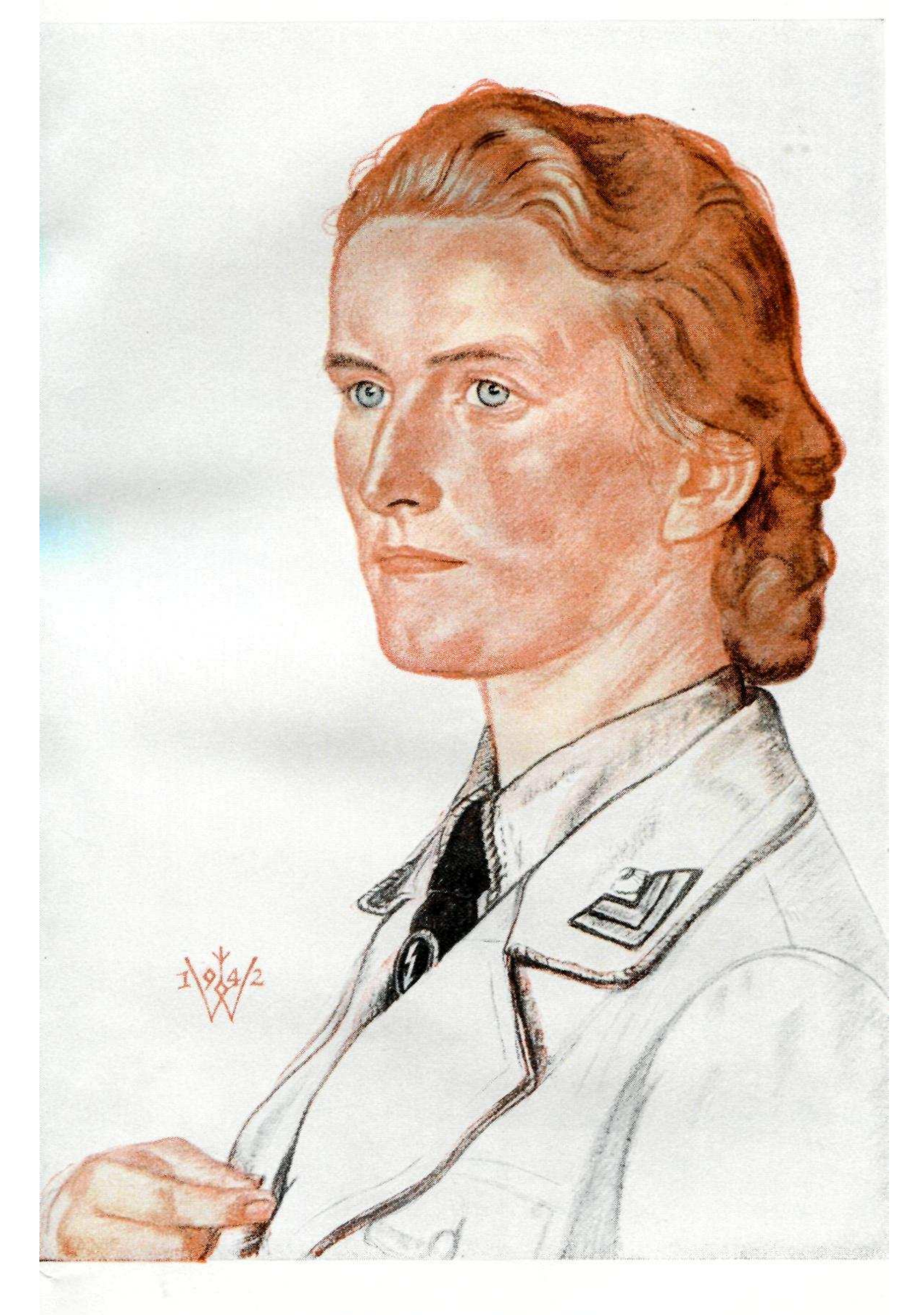
Aber diese Gemeinsamkeiten mit den Soldaten sind es ja auch, die sofort eine Verbundenheit schaffen. Und die Soldaten bemühen sich aufrichtig darum.

„Sie waren alle rührend, halfen mit Wolldecken aus, holten uns Kaffee und öffneten die Konservenbüchsen.

Überall war die Begeisterung groß, wenn sie uns sahen. Immer wieder gaben unbeholfene, ehrliche Worte ihrer Freude Ausdruck, endlich wieder einmal mit einem deutschen Mädel sprechen zu können.

Wo immer wir auch auf sie trafen, und wenn nur die Züge aneinander vorbeifuhren, es war immer das gleiche, schöne Erlebnis.

Oftmals wußten sie erst nicht, was los war, aber sowie sie in uns deutsche Mädel erkannten, brach die



Führerin aus Westfalen

Freude hervor. Das war dann ein Winken und Heilrufen. Wir waren oft ganz heiser vom vielen Rufen, Erzählen und Lachen.

Einmal, gegen Abend, kam noch ein Marinezug auf dem Bahnhof an. Da gab es erstmal eine herzliche Begrüßung mit den ‚Hummels'. Plattdütsch war an de Tagesordnung. Hochdütsch hebbt wi so god as gornich snakt.

Ein ‚Hummel' steckte uns vier Hamburger Deerns Schokolade zu und war dann plötzlich verschwunden. Er wollte wohl nicht, daß wir uns bedankten." –

Viele Wege sind es, auf denen deutsche Mädchen so fahren – nach Frankreich hinein! Und überall begegnet ihnen, wenige Wochen nach Beendigung des Kampfes im Westen, das grausam-ernste Gesicht des Krieges:

„Gegen Abend eine Landschaft, wie ich sie nie vergessen werde.

Kein Baum, kein Strauch, kein Weg.
Halbhohes Getreide, grau und zertreten.
Verbrannte Wiesen! Verfallene Höfe!
Alles wie tot und starr.
Darüber ein farbloser, weitgedehnter Himmel.
Und Gräber, Gräber . . ."

Aber aus diesem ernsten Erleben wächst Reife und Bewußtsein für die deutsche Aufgabe.

„Den holländischen, belgischen und französischen Bahnbeamten fielen die Unterkiefer herunter, als sie uns deutsche Mädchen sahen.

Die deutschen Beamten überall wurden von unserem Zuge mit lauten Heilrufen begrüßt. Jeder deutsche Beamte, jeder Weichensteller und deutsche Arbeiter an den Bahnschienen!

Bahnwärterhäuschen, mit Hakenkreuzfahnen geschmückt, mitten in Feindesland, ein stolzer Anblick."

Und dieser Anblick verpflichtet, gibt Kraft, gleich all den vielen deutschen Männern hier im fremden Land für Deutschland zu wirken.

„Der größte Eindruck meiner Fahrt war, neben den Schlachtfeldern von Candolai, Flandern. Ein wunderbares Land! Die alten Baumbestände, die einzelnen Durchblicke auf die schönen Schlösser! Ich mußte an Bindings ‚Unsterblichkeit' denken.

Dazu die freundliche Bevölkerung. Die war anders in der Einstellung als die Holländer!

Nachmittags bei einem mehrstündigen Aufenthalt auf einem kleinen Bahnhof holte ich mir eine Flasche Sprudel und habe mich eine Stunde lang mit einem flämischen Ehepaar unterhalten.

Wir gingen von Degrelle aus, der nicht ermordet worden ist, wie die deutsche Presse erst annahm, sondern sein Mitarbeiter, sprachen dann über die flämische Bewegung, die Sympathie, die in Deutschland für sie herrscht, unsere Achtung vor dem belgischen König.

Ich habe mich heißgeredet:

Es sei nicht wahr, daß Deutschland uneinig sei. Der

Führer werde leidenschaftlich geliebt und verehrt vom ganzen Volke. Das könne kein Ausländer beurteilen.

Die Juden hätten die Westmächte über unseren Zustand belogen. Wir seien glänzend gerüstet und wirtschaftlich versorgt; außerdem ein gut durchorganisiertes Land, in dem Ruhe und Ordnung herrsche.

Dann habe ich schwungvoll das Programm der NSDAP besprochen:

Wahrung der nationalen Ehre nach außen, Arbeit und Brot für jeden Volksgenossen im Innern und unsere Auffassung vom Sozialismus.

Das begeisterte den Flamen sehr.

Ihn interessierte noch besonders unsere Einstellung zum Krieg und unsere Kriegsziele. Ich habe ihm auseinander gesetzt, daß wir das größte Volk Europas seien und wie jetzt der Krieg zeige, auch das tüchtigste, daß es auf keinen Fall so weiterginge, daß England uns ständig reinredet und daß andauernd Unruhe an unseren Grenzen ist. Wir werden den Krieg so führen, daß für das nächste Jahrhundert Ruhe und Ordnung in Europa herrscht.

Die flämische Sorge, wie weit sie übergeschluckt werden, ob die deutsche Währung bei ihnen eingeführt wird, ihre Leute bei uns arbeiten müssen, habe ich damit beantwortet, daß der Führer nicht nur an Deutschland, sondern auch an Europa denke und seine Maßnahmen dann auch für Belgien gut sein werden.

Wir wollten nicht Europa beherrschen, sondern wir wollten Frieden und Ordnung. Wir haben den Krieg

nicht gewollt, aber wir haben ihn führen müssen, weil es nicht mehr so weitergehen konnte.

Daraufhin sagte der Flame, das sei ihm ganz klar. Schließlich könnten wir Deutschen uns nicht dauernd von außen boykottieren lassen. Es sei unsere Ehre, um deretwillen wir diesen Krieg führten.

Der deutsche Soldat sei der beste der Welt, aber einen solchen gewaltigen Sieg hätten sie nicht erwartet.

Ihn interessierte am meisten die soziale Seite unserer Bewegung. Darüber haben wir hauptsächlich gesprochen. Über die Stellung des Arbeiters bei uns und die Aufgaben der Arbeitsfront. Vor allem imponierte ihm die gute Betreuung des deutschen Soldaten und seine Familienversorgung. Das fehlte bei ihnen ganz und hat sie allgemein empört.

Am Schluß sagte ich: Heil Hitler!

Und er antwortete:

Heil und Sieg Euch Deutschen!"

Das ist der Geist, der wie mit jedem anderen deutschen Menschen auch mit diesen jungen Mädchen über die Grenze fährt, der sie mit Stolz und Freude an ihre Arbeit gehen läßt, der ihre Herzen bewegt im fremden Land:

Es ist das Wissen um die eigene Kraft und Größe und der Glaube an die deutsche Mission unter den Völkern Europas.

„Wieder ist mir so zu Mut, wie damals, als ich vor fünf Jahren zum ersten Male in ein fremdes Land kam. Aber diesmal kommt noch dazu das schöne Gefühl

des Geborgenseins. Die große starke deutsche Wehrmacht breitet ihren Mantel über uns aus. Es gibt ja so viele deutsche Soldaten hier.

Und ganz besonders freue ich mich darüber, wenn ich unter ihnen auch den vertrauten Dialekt der Ostmärker höre.

Die Sonne scheint heute herrlich vom blauen Himmel, das Gezwitscher der Vögel kommt mir heute besonders fröhlich vor.

Mit Sonne im Herzen will ich meine Pflichten für die deutsche Heimat nun hier erfüllen.

Gott erhalte Euch alle daheim gesund und frisch, damit ich Euch einstens in trauter Stunde von meinen Erlebnissen erzählen kann.

Ich bin stolz darauf, nun fern von daheim als Frau vaterländische Aufgaben erfüllen zu können.

Es war auch damals schön, als ich als ‚neue' Ostmärkerin in die Ferne zog, mir bei Fremden mein Brot zu verdienen, aber unvergleichlich ist das Gefühl, als Glied der großen siegreichen Nation hier aufzutreten!"

„Ich wohne sous les toits de Paris. Der Anblick aus meinem fenêtre ist danach.

Mein erster Eindruck? Den erhielt ich bei unserer Ankunft.

Nachdem sich unser Zug langsam an die Hauptstadt an der Seine herangeschlichen hatte, lief er endlich in die Halle des Pariser Nordbahnhofes ein.

Wir traten auf den Bahnsteig und stellten die Koffer in eine ordentliche Reihe. Die Urlauber, die mit im Zug fuhren, wußten ihren Weg und verließen schnell den Bahnsteig. Unsere Führerin ging zum Bahnhofsoffizier, und so standen wir Mädel allein auf dem Bahnsteig und hatten Zeit für erste Betrachtungen und Feststellungen.

Schwarz und düster war die Halle, fremde Laute klangen um uns auf. Französinnen stiegen in die Züge, bemalt und gepudert. Unwillkürlich hatten wir so ein Gefühl von Schmutz und Klebenbleiben. Der Regen rauschte auf das Glasdach und beschwingte unsere Stimmung auch nicht gerade.

Endlich kam unsere Führerin und holte uns durch die Sperre.

Vor dem Bahnhof. Der Autobus, der uns in unsere Unterkunft bringen sollte, war noch nicht da. Wir mußten warten, warten . . .

Der Nordbahnhof liegt nicht in der besten Gegend von Paris. Wir waren übernächtigt und hungrig, es regnete und grau und düster schien die neue Welt um uns.

Das sollte das strahlende, schöne Paris sein?

Auf der Fahrt in die Unterkunft sahen wir schon hellere Stadtteile und versöhnten uns langsam mit der neuen Umgebung. Die ersten Eindrücke aber werde ich nie vergessen. Wir haben erst die Kehrseite gesehen und haben somit wohl von Anfang an die richtige Anschauung für die Dinge hier bekommen."

*

Die längste Zeit des Lebens wartet der Soldat vergebens!

Und die ganze übrige Zeit – hält er sich bereit!

Und die Nachrichtenhelferin?

Danke, dito!

„Nun sind wir schon vierzehn Tage da und noch immer keine Arbeit.

Inzwischen mußten wir wieder mal umziehen, weil in unserer ‚Villa' die Handwerker wirken sollten. Gern und willig räumten wir das Feld. Aber auch das neue Quartier ist noch nicht sehr einladend.

Noch immer sitzen wir tatenlos herum und möchten doch so gern arbeiten. Unsere Hauptführerin tröstete und sagte: keine Sorge, ihr bekommt schon noch reichlich Arbeit.

Endlich kam der langersehnte Tag heran, der erste Gang in die Dienststelle.

Da erwartete uns wieder eine Enttäuschung. Kein Zimmer war eingerichtet. In einem standen Gewehre und lagen Seitengewehre herum, von Tischen und Stühlen keine Spur. Nur Geduld: das kommt alles noch.

Nach und nach kamen dann die Möbel und nach und nach soll ja auch die Arbeit kommen, auf die wir heute noch warten . . .“

Aber bald sind alle Angelegenheiten des Einrichtens und Organisierens erledigt. Der Dienst beginnt. Und wenig später schon ist der Tag in ein soldatisches Gleich maß gebracht und alles läuft „wie am Schnürchen“.

„So ein Tag bei uns? Also schön, ich will Euch, so gut ich kann, erzählen.

Wenn morgens 6 Uhr Wecken ist, da hilft kein Kranksein, keine List!

Das ist nicht von mir, aber so fängt es an.

Oder so:

In den Pariser Straßen ist noch alles still und dunkel. Trübe leuchten die abgedunkelten Laternen durch den Nebel. Schatten huschen hier und da um die Madeleine, die Rue Royale entlang und über den Place de la Concorde. Beim näheren Hinschauen entpuppen sie sich als Menschen, die in dieser Millionenstadt zu ihren Arbeitsplätzen eilen. Es sind nicht allzu viele, die die Arbeit ruft. Die Hauptstadt Frankreichs scheint in der Hauptsache von dem nächtlichen Vergnügungsbetrieb zu leben.

Unter den wenigen Leuten, die zu so früher Morgenstunde die Straße beleben, befinden auch wir uns.

Der Frühdienst ruft zu neuer Arbeit, und wir streben eilig zu unserer Dienststelle, um die Kameradinnen, die die Nacht über Dienst gemacht haben, vielleicht noch ein wenig früher abzulösen, als der Dienstplan es vorschreibt.

Die Nachtdienstleute erwarten uns schon sehnsüchtig, denn es ist nicht so einfach, eine ganze Nacht nicht zu schlafen, sondern zu arbeiten. Da freuen sie sich, wenn sie fünf Minuten früher fort können, heim zu warmem Kaffee und dann ins mollige Bett.

Das alles haben wir gerade verlassen. Zwar reiben wir uns noch den Schlaf aus den Augen, aber der Gang durch den kalten nebligen Morgen hat uns allmählich doch wach bekommen, so daß wir den Vermittlungsraum mit einem frischen, fröhlichen Gruß betreten.

Da steht er nun, unser Schrank. Ganz unbedeutend sieht er aus. Wie wichtig er aber ist und doch sein kann, das ahnen nur wenige Leute.

Und doch sind gerade durch den Vermittlungsschrank Front und Heimat ganz besonders verbunden. Wichtige und wichtigste Dinge werden durch den Draht übermittelt. In diesem großen Gefüge aber sind wir Nachrichtenhelferinnen ein kleines Rad.

Das hatte sich wohl keine von uns träumen lassen, daß sie einmal im feldgrauen Kleid in Paris sein würde, um Ortsgespräche zu vermitteln, Ferngespräche heranzuholen, Fernsprüche durchzugeben und Fernschreiben

zu tippen. Nun sind wir schon recht lange hier, froh und dankbar verrichten wir unseren Dienst. Wir sind sehr stolz, daß wir mitschaffen dürfen am großen Geschehen unserer Zeit. — — —

Das ist von mir!

Mehr darf ich Euch nicht sagen. Alles andere ist geheim. Und schweigen ist für unseren Dienst die höchste Tugend.

Was sagt Ihr nun?

Zu Eurer Tochter in Paris?“

*

„Ratet mal, wie spät oder besser wie früh es ist? Nun ich will es Euch sagen — gegen 4 Uhr morgens. Euer Kind hat nämlich Nachtdienst, und da es zur Stunde mal etwas ruhig ist, will ich schnell schreiben. Es ist wohl schon wieder vier oder fünf Tage her, seit mein letzter Brief abging.

Vielleicht ist Euch der Dienst eine ausreichende Entschuldigung. Er war etwas heftig in letzter Zeit und strengt mich auch mehr an als am Anfang, der Nachtdienst; und hinterher schläft man nicht, weil man im Traum immer weiter telefoniert!

Dieses ist der fünfte Brief von hier. Ich werde künftig jeden Brief wie oben nummerieren, dann wißt Ihr, ob alles angekommen ist.

Gestern sind wir Gott sei Dank das letzte Mal geimpft worden. Aber es muß ja sein bei den hiesigen Verhält-

nissen. Kinder, Kinder sind die Franzosen ‚hygienisch'. Und sowas wollte uns Kultur beibringen, uns Barbaren?!

Sobald es wieder Geld gibt, da wird aber gescheuert. Wenn Du die Reinemachefrauen hier arbeiten siehst, kann es Dir hochkommen. Bloß keinen Zentimeter mehr säubern als unbedingt nötig und das nicht einmal. Wir machen daher auch vieles selbst. Die Wäsche und so; auch die Haare. Man hat hier anscheinend noch keinen Friseur entdeckt, zu dem man uns hinschicken könnte." –

„Gestern waren wir Mädchen in unserem Element.

Eimer klapperten, Putzlumpen slabschten. Die Besen flogen nur so über den Fußboden wie ein paar Tanzbeine und nicht zuletzt der ‚so beliebte' Staublappen wischte über die Möbel, daß man sich's kaum versah.

Ganz rote Köpfe bekamen wir vor Eifer, lachten uns gegenseitig an und ich glaube kaum, daß uns im Augenblick etwa anderes hätte mehr Freude bereiten können.

Sogar in höhere Regionen verstiegen wir uns. Die Deckenbeleuchtung wurde gründlich überholt. Es war ein bischen schwierig, wir brauchten dazu eine Leiter und eine Zange, vor allem mußte man schwindelfrei sein.

Aber die Freude an der Arbeit überwand jede Schwierigkeit und mit gegenseitigen Handreichungen bezwangen wir auch die Widerstände einer Besteigung mit gleichzeitiger Reinigung der Kuppellampen.

Zum Schluß überflogen unsere Augen unser Werk. Es

gleißte und glitzerte alles und der Widerschein spiegelte sich in unseren Augen. Das Mittagessen schmeckte nochmal so gut wie sonst, und der freie Nachmittag gestaltete sich doppelt schön." –

„Nur die Anfangsschwierigkeiten im Dienst sind noch nicht ganz behoben. Es stellte sich heraus, daß der Einsatz in den verschiedenen Dienststellen manches Spezialwissen verlangt.

Wir werden daher in den dienstfreien Vormittagsstunden zu Vorträgen zusammengerufen, die zur Behebung der vorgekommenen Fehler beitragen. Gleichzeitig wird uns der Aufbau und die Gliederung der Dienststellen, in denen wir tätig sind, klargemacht.

Unserem Wunsch nach körperlicher Betätigung wurde ebenfalls entsprochen. Es wurde uns ein Sportplatz angewiesen und gleichzeitig die Benutzung des Wehrmachtsschwimmbades Molitor erlaubt. Mit Begeisterung fahren wir nun an manchem Morgen hinaus und weiteifern in sportlichem Können. Das Schwimmbad ist wie eine Erlösung aus der stickigen Luft der engen Straßen.

Die Leiter der verschiedenen Dienststellen sind mit unseren Arbeiten zufrieden. Auch wir fühlen uns schon ganz wohl und heimisch auf den Dienststellen."

„Im Hotel Ritz, dem altberühmten Haus am Platz Vêndome, ist immer viel los, die hohen und höchsten Herren der Wehrmacht kommen und gehen.

Und wir in der Hotelvermittlung müssen jeden Tag höllisch aufpassen, daß wir die Zimmerliste so ziem-

lich im Kopf behalten und nicht etwa statt mit dem Reichsmarschall mit Barnabas von Geczy verbinden, wenn wir es einmal eilig haben und glauben, die Nummer auswendig zu wissen.

Wie gesagt, das darf nicht vorkommen und kommt auch nicht vor. Wohl aber folgendes:

Eines Vormittags fällt Klappe 67.

Achtung! General W. hat einen Wunsch.

‚Ich möchte gern General H. vom G. d. L. sprechen.'

‚Ich rufe General H.'

Wenn wir auch mit der Rangordnung innerhalb der Wehrmacht gut Bescheid wissen, so bereitet es doch immerhin einige Schwierigkeiten, zwei Generale miteinander zu verbinden, denn gewöhnlich will keiner der beiden Herren warten. Die Gespräche gehen über entsprechende Vorzimmer, dort entsteht dann immer ein erbitterter Kampf, weil keiner ‚seinen General' warten lassen will.

In diesem besonderen Fall war nun General H. nicht zu erreichen, denn es war gerade Mittagszeit. Diesen Bescheid gab ich General W. und erhielt den Auftrag, um jeden Preis General H. in Paris aufzustöbern, was mir auch nach längerem Bemühen wirklich gelang.

‚Einen Augenblick bitte, ich rufe General W.'

Ich rufe und rufe, aber o Schreck:

General W. meldet sich nicht.

Nicht in seinem Zimmer, nicht im Speisesaal, nicht in der Hotelhalle!

Ein Verlegenheitsmurmeln meinerseits, eine Ent-

schuldigung, ein Bums, General H. hat den Hörer wütend aufgehängt.

Einige Minuten später, Klappe 67 fällt:

‚Na, Fräulein, General H. ist wohl nicht aufzufinden?‘

Ich erzähle den ganzen Sachverhalt mit dem Nachsatz, daß General H. ziemlich böse auf mich zu sein schien, da ich ihn ganz unnötig gestört hätte.

‚Ach, das werden wir schon in Ordnung bringen‘, meint die Stimme aus Klappe 67, ‚ich war eben auf dem Wege vom Speisesaal in mein Zimmer. Rufen Sie bitte nochmal General H. an.‘

Nicht ohne Herzklopfen stellte ich die Verbindung erneut her und diesmal klappte es vorzüglich.

Durch das Versprechen des General neugierig gemacht, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, den Anfang des Gespräches wenigstens mitzuhören.

General W. setzte sich rührend für mich ein, nahm alle Schuld auf sich und verteidigte mich eifrig.

Gleich nach Beendigung des Gespräches fiel nochmals Klappe 67, General W. schmunzelte hörbar und sagte:

‚Also kleines Fräulein, der Fall ist geklärt. Sie brauchen sich nicht mehr zu kränken, General H. ist nicht mehr böse auf Sie!‘

Mächtig stolz war ich und meine Freude war groß, daß selbst ein General sich die Mühe genommen hatte, für die Dienstehre einer kleinen Nachrichtenhelferin so liebenswürdig einzutreten . . .“ –

Immer besser und schneller werden die Aufgaben im Dienst erfüllt. Langsam aber sicher kommt zu den in

den Ausbildungstrupps und auf der Heeresschule für Nachrichtenhelferinnen in Gießen angeeigneten theoretischen Kenntnissen die praktische Erfahrung.

Unannehmlichkeiten werden mit Humor in Kauf genommen.

„Manchmal ist es reichlich heftig. An die Anpfiffe, wenn es einmal nicht so ganz klappt, haben wir uns gewöhnt. Wir sind ja bei ‚Preußens'.

Wenn es zu bunt wird, pfeifen wir wieder.

Schließlich zieht ja der Teilnehmer den Kürzeren. Wir haben die Strippe in der Hand und können ihn ‚vereisen'. ‚Alles besetzt, bitte später rufen!'

Wenn aber jemand nett ist, so scheuen wir keine Mühe, um das Gespräch zustande zu bringen. Das hat sich allmählich herumgesprochen. Es werden immer mehr Leute nett und manchmal gibt es sogar Lob und Dank." –

Natürlich ist es nicht immer leicht, sich so ganz in das ständige Gemeinschaftsleben zu finden. Frauen sind mal nicht für das soldatische Gleichmaß und die allgemeingültige militärische Ordnung geboren.

„Aber das militärische wird nur bis zu einem gewissen Grade durchgeführt. Es ist schließlich nur etwas Beiläufiges und nicht der Sinn der Sache. Ein notwendiges Übel – das ich aber nicht als solches empfinde.

Diese junge Landsberger Dame hat schon nicht unrecht, wenn sie sagt, daß es in unserem Dienst und unserem ganzen Leben militärisch zugeht. Aber, liebe Mutter, wäre es sonst wohl möglich, beim Einsatz so

vieler, vieler Mädchen in Feindesland gehörig durchzugreifen?!

Natürlich ist es ein Unterscheid, ob man das mit 21 oder mit 30 Jahren erlebt. Auch mir war das erst fremd, aber es ist nun mal notwendig, und ich fühle mich ganz wohl dabei . . .“

Ganz so militärisch ist es im übrigen ja nun auch wieder nicht:

„O. v. D. ist eine Abkürzung. Bei den Soldaten heißt das Offizier vom Dienst. Vater wird es gut wissen. Bei uns wird aus dem Offizier vom Dienst eine Oberhelferin vom Dienst.

Offizier könnte es auch garnicht heißen. Oder könnte dieser im Schlafanzug (rosa mit blauen Pünktchen), im Bademantel oder Morgenrock, mit einer Taschenlampe am Gürtel hängend, von Zimmer zu Zimmer flitzen und sich von der Anwesenheit der Soldaten überzeugen?

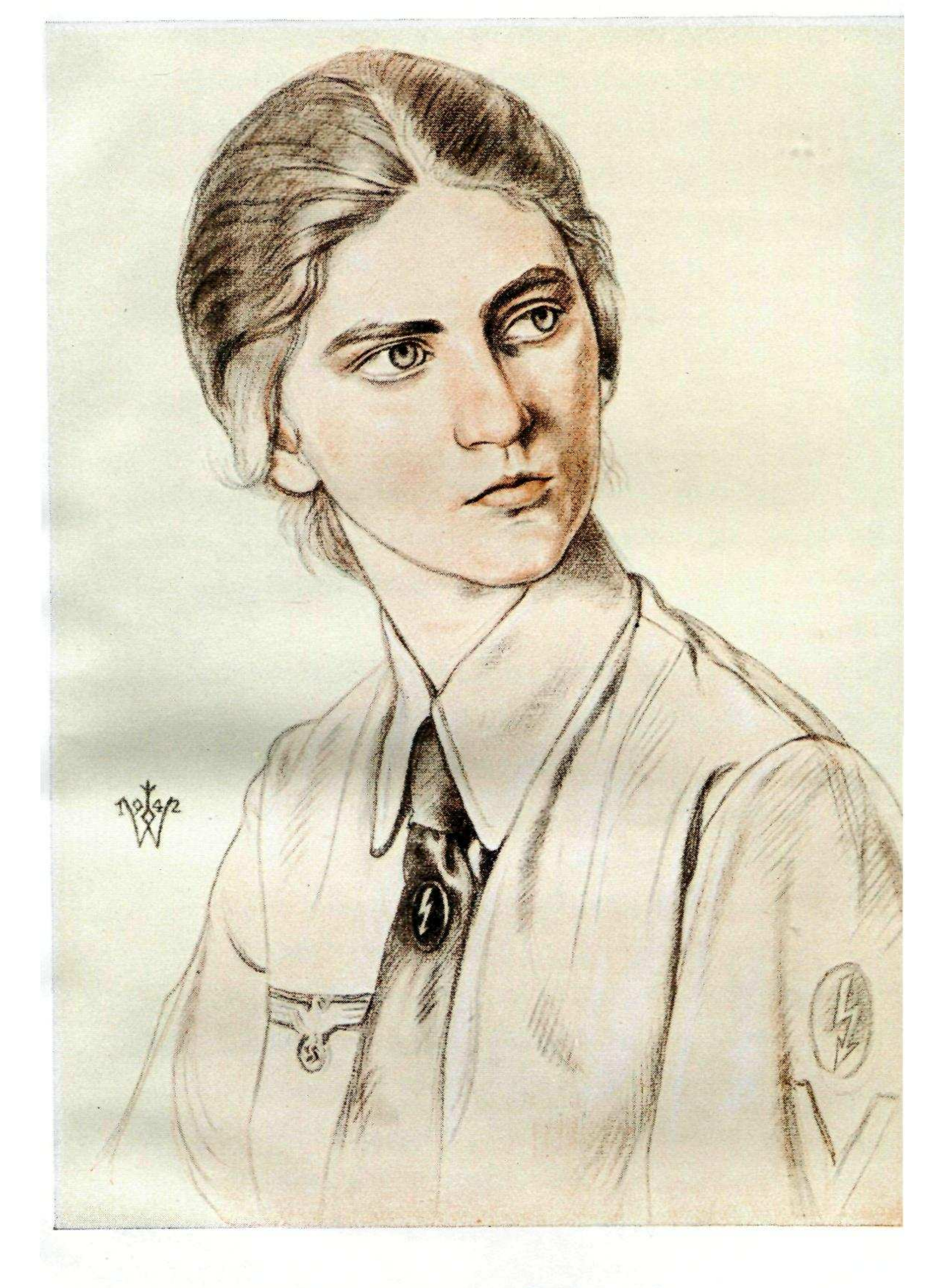
Allein das genügt nicht. Durch jede Tür steckt die O. v. D. ihren Kopf und lispelt, schreit oder quiekt hinein:

‚Seid Ihr da? Bonne nuit! Schlaft gut, träumt süß!‘

Ein O. v. D. würde das niemals sagen.

Manchmal kommt auch noch mehr dazu. Manche verlangt einen Gutenachtkuß. Die O. v. D. tut das gern. Ein O. v. D. würde das nie tun.

Hat es die O. v. D. selbst nicht so eilig, in ihre Klappe zu kommen, so erzählt sie noch etwas in den Zimmern, tauscht Häkelmuster aus, macht einer Hungrigen



Bauerntochter aus Dithmarschen

schnell noch ein Leberwurstbrot, holt für eine Frierende eine Decke und zwickt eine Übermütige schnell noch einmal in die Zehe.

Ein O. v. D. würde das nie tun!

Oder würde er es tun?

Je ne le sais pas.

Ich weiß es nicht . . .“

*

In der Halle der Unterkunft drängen sich die Nachrichtenhelferinnen. Lustige Worte werden gewechselt, kleine Begebenheiten besprochen, Neuigkeiten erlauscht.

Da kommt die Post. Jetzt ist kein Halten mehr. Jede wartet ja sehnsüchtig auf die Grüße, die ihr aus der fernen Heimat geschickt werden.

Die glücklichen Postempfängerinnen verziehen sich leise auf ihre Zimmer. Auf dem Bett hockend, wird schnell der Brief aufgerissen und dann ist für eine kurze Zeit Paris ganz vergessen.

„Liebe Mutter, wenn Du wüßtest, wie sehr ich mich immer freue, wenn ich abends vom Dienst ‚nach Hause‘ komme und ein Brief von Dir eintraf.

Du schreibst immer so lieb, Du Liebe, Gute!

Oft schreibst Du so ausführlich, daß ich Dich bildhaft vor mir sehe. Daß ich sehe, wie Du im Erker oder am Schreibtisch sitzt und an Deine zahlreichen im Felde stehenden Kinder schreibst . . .“

Aber immer sind es nicht gute Nachrichten, die aus der Heimat kommen. Und um vieles schwerer wiegt dann so eine ernste Botschaft, wenn man sie in der trennenden Fremde empfängt.

„Meine liebste, beste Mutti!

Ich bin sehr erschrocken, als ich gestern Abend Vaters Brief erhielt, der mich von Deinem Kranksein unterrichtete, aber ich bin Vater sehr dankbar, daß er es mir nicht verheimlicht hat.

Hoffentlich ist die Operation gut verlaufen. Ich warte mit Sehnsucht auf Vaters versprochenen zweiten Brief, der hoffentlich heute abend ankommt.

Warum mußt Du denn gerade krank sein, wenn wir alle so weit fort sind?

Bitte, bitte, gib Dir nur Mühe, daß Du recht bald wieder nach Hause kannst.

Wie geht es Dir, fühlst Du Dich schon wieder etwas besser? Wenn ich Dich nur einmal besuchen könnte. Als Ersatz will ich Dir aber jeden Tag ein paar Zeilen schreiben. Da freust Du Dich doch auch ein wenig, ja?!

Vater schrieb mir, Dir hätten die Apfelsinen so gut geschmeckt, wie gern würde ich Dir noch eine Schachtel schicken, aber es gibt auch gar keine mehr. Damals, als es noch so viele gab, waren mir ja die Hände so gebunden, weil ich immer kein Geld hatte.

Ißt Du gern Feigen und Datteln? Na, etwas werde ich schon auftreiben, was Dir Freude macht.

Wie ist denn die Behandlung in der Klinik, sind die Schwestern nett zur Dir und gefällt Dir der Doktor?

Ich muß ja sagen, daß ich zu ihm größtes Vertrauen habe, und ich bin auch sehr beruhigt, daß Du in seinen Händen bist. Er ist sehr genau.

Werde recht bald wieder gesund, meine arme, liebe Mutti, und wenn Du irgend einen Wunsch hast, dann schreib mir bitte.

In Gedanken bin ich immer bei Dir . . .“

Tage später.

„. . . gestern erhielt ich Vaters frohe Nachricht, daß Deine Operation gut verlaufen ist. Ich bin ganz selig und so dankbar.

Hoffentlich hast Du nicht so große Schmerzen und wirst bald wieder ganz gesund. Die Beiden daheim vermissen Dich doch so sehr. Es ist nur gut, daß Vati häuslich erzogen ist, da weiß er sich doch wenigstens jetzt zu helfen. Stell' Dir mal Onkel Paul in dieser Situation vor, der wäre doch ganz hilflos.

Ob mir Vater wohl heute auch wieder eine kleine Nachricht zukommen läßt? Ich kann es kaum erwarten, bis heute abend die Post kommt. Leider wird immer erst abends die Post in die Dienststelle gebracht.

Liebe Mutter, ich weiß, daß Du oft traurig warst, wenn ich immer nicht zu Hause bleiben wollte, doch ich bin Dir sehr dankbar, von ganzem Herzen dankbar, daß Ihr mich nicht festgehalten habt, daß Ihr mir meine Pläne nie untergraben habt und mich gewähren ließet. Wie arm sind doch die Menschen, die nie hinauskommen in die Welt und denen dann das tägliche Leben zur Tretmühle wird.

Deshalb liebe ich mein Elternhaus genau so, ja vielleicht noch mehr als andere, die immer zu Hause waren. Mit Siegfried habe ich mich darüber auch schon oft unterhalten und er versteht mich da auch und ich weiß, daß auch Du mich verstehst und mit mir fühlst. Sonst wäre ich ja nicht Deine Tochter!

Du dachtest vielleicht, ich hätte Dich nicht so lieb, wie andere Kinder ihre Mutter, weil ich immer in die Welt hinaus wollte, dabei weiß ich ganz genau, daß niemand eine bessere Mutter haben kann als wir, und ich habe Dich lieber als alles in der Welt.

Nur kann ich nicht mein Leben so einfach an mir vorbeiziehen lassen, ich wäre dann ja so arm.

Schon immer wollte ich Dir das einmal schreiben, aber ich hatte Dich ja nie allein. Jetzt kann ich wenigstens mal ein paar Worte ‚ganz privat' mit Dir reden. Siehst Du, Deine Krankheit ist sogar noch zu etwas gut. Es hat eben jedes Ding seine Sonnenseite, nicht wahr?"

Und wieder einen Tag später.

„... Heute erhielt ich Vaters Brief. Er schreibt, daß er Dich besucht hat. Ich bin ja so froh, daß es Dir schon ein wenig besser geht. Schone Dich nur recht lange, damit nichts zurückbleibt.

Kannst Du mir nicht mal sagen, was Du für ein Leiden gehabt hast, oder denkst Du, ich sei noch so ein unerfahrenes Kind, daß Ihr nicht offen zu mir sprechen könnt!?

Ihr müßt Euch schon mal daran gewöhnen, daß Ihr eine erwachsene Tochter habt, wenn ich auch noch

nicht verheiratet bin. Leider ist es ja meistens so, daß man erst für voll genommen wird, wenn man verheiratet ist, und sonst bleibt man ewig ein dummes Kind. Ich hoffe aber, daß Ihr soviel Vertrauen zu mir habt und mir einmal offen schreibt . . .“ —

So wird im Brief aus der Fremde manches gesagt, was in der Heimat unausgesprochen geblieben wäre. In der Heimat beim unmittelbaren Zusammenleben und Gegenüberstehen, bedarf es nicht der Worte.

Aber draußen ist alles anders. Was als Selbstverständlichkeit hingenommen wurde, gewinnt mit einem Male seinen vollsten inneren Wert.

Und draußen finden sich auch Worte, die wahr und echt dem inneren Empfinden und Bewerten Ausdruck geben.

Das Herz muß sich nicht nur regen, es muß auch sprechen. Und es spricht mit schöner Klarheit und Stärke.

Spricht zu den familiären Festtagen, zum Geburtstag des Vaters oder der Mutter.

„Mein lieber Vater!

In ganz besonderer Herzlichkeit werden diesmal meine Gedanken am 14. bei Dir sein. Möchtest Du uns vor allen Dingen gesund bleiben!

Und dann weiß ich, daß all Dein Bangen und Hoffen sich auf ein siegreiches Kriegsende mit einem gesunden Wiedersehen für uns alle richtet. Einem starken gläubigen Vaterherzen wird das Schicksal auch diesen Wunsch nicht versagen. Das sei mein Geburtstags-

wunsch für Dich. Im nächsten Jahre können wir vielleicht schon gemeinsam und im Frieden diesen Tag begehen.

Hoffentlich werden auch weiterhin Deine großen Unternehmungen in geschäftlicher Hinsicht von Erfolg gekrönt sein. Ich weiß, mein lieber Vater, daß Du bei allem immer auch an uns gedacht hast, um uns das Leben so schön und sorglos wie möglich zu gestalten. Dieses Bewußtsein und Gefühl der Dankbarkeit, des Stolzes und der Bewunderung sitzt bei mir zu tief, als daß es mir gelingen würde, es in Worte zu kleiden.

Diese schönen Jahre einer sorglosen Kindheit bedeuten ja so unsagbar viel. Das habe ich jetzt wieder mehr denn je empfunden.

Auch habe ich in einem anderen Zusammenhang oft an Dich denken müssen!

Ich habe hier viel Neues erlebt. Natürlich bleiben da Enttäuschungen nie erspart, die ich vielleicht stärker als manche andere Kameradin empfunden habe, aber daran kann man nur wachsen und lernen. Auf der anderen Seite kann ich mich auch an kleinen Dingen wahrhaft kindlich freuen. Dieses starke Empfinden des Schmerzes und des Glücks, das, lieber Vater, weiß ich, habe ich von Dir geerbt und ich bin froh darüber.

Daß wir uns auf Grund dieser gleichen Art, früher — ohne es zu wollen — Schmerz bereitet haben, das tut mir leid, aber ich hoffe sehr, das hast Du vergessen. Denn ich denke gern an die Zeit, die ich bei Dir gearbeitet habe . . ."

Und:

„Meine liebe, herzensgute Mutter!

Recht, recht herzlich gratuliere ich Dir zu Deinem Geburtstag. Meine liebsten Gedanken werden am Sonntag bei Dir sein, mit dem Wunsch, daß Du, meine liebe, gute Mutter, uns so gesund erhalten bleibst. Denn was wären wir ohne Dich! Das ist mir jetzt wieder klarer denn je. Wie oft stellen wir jetzt hier fest, voll Glück und Dankbarkeit: Die Mütter sind unersetzlich. Die Mütter sind Gold wert! Und Du, Mutter, natürlich in erster Linie. Du sorgst immer so lieb, still, ohne Worte, in rührender Fürsorge.

Es ist für mich ein unsagbar stolzes Glückgefühl, eine Mutter zu besitzen, deren aufopfernde Liebe mir immer ein Beispiel und eine Mahnung sein soll. Es ist für mich das erstrebenswerteste Ziel, auch einmal so eine Familie zu haben wie Du und dann so zu sein wie Du.

Vor allem wünsche ich Dir, daß Dein gewiß sehnlichster Wunsch sich noch in diesem Jahre erfüllen möge, daß Du all Deine im Dienste des Vaterlandes stehenden Kinder wieder einmal gesund in Deine Arme schließen kannst. Und daß Du manche, vielleicht noch schwere Stunde, mit starkem Herzen zwingst, das weiß ich.

Wenn dann der ersehnte große Augenblick da ist, Mutter, dann kannst Du stolz sein wie eine Königin ...“ — — —

Es ist für mich das erstrebenswerteste Ziel, auch ein-

mal so eine Familie zu haben wie Du und dann so zu sein wie Du . . .

Das spricht für die Mutter und für die Tochter.

Wenn aber ein deutsches Mädchen im Kriegseinsatz aus dem leichtlebigen und oberflächlichen Paris solche Worte an seine Mutter schreibt, so spricht das vor allem für uns Deutsche und besonders für die deutsche Frau, die uns da draußen repräsentiert.

*

„Ob unsere Freizeit auch mit dem gewichtigen Wort ‚Geheim' versiegelt ist? Aber, lieber Vater, natürlich nicht!

Wir nutzen sie gut, das dürft Ihr glauben. Es gibt ja so viel zu sehen hier.

Da ist der Eiffelturm — das Wahrzeichen von Paris! Wer kennt diese einmalige Konstruktion aus Stahl und Eisen, und sei es auch nur von Bildern her, nicht?!

Noch voll von der frohen Stimmung, die ein herrlich frischer Morgen mit sich brachte, fühlten wir uns gleich Welteroberern, als wir auf der Freitreppe des Trocadero dem Eiffelturm gegenüberstanden. Mit fröhlichem Mut ging es an die Unzahl von Stufen heran. Unten sind sie ja noch ziemlich breit und bequem angelegt, während sie sich nach oben zu immer mehr verjüngen und die an und für sich schon mühselige Besteigung zu einer geradezu akrobatischen Leistung steigern.

Bald lagen die Straße, das Marsfeld und die Häuser unter uns, und immer kleiner dünkten uns die Menschen, die dort unten hasteten und werkten.

Ohne viel Mühe erreichten wir das erste Stockwerk. Welch ein Blick schon von hier aus über das Häusermeer Paris! Kuppeln, Türme und Türmchen überall, zwischen den Häuserreihen das satte Grün der kleinen und größeren Anlagen und Avenuen. Und jenseits, auf dem Montmartre, die ‚Sacré Coeur', noch in leichten Nebel gehüllt, wie versehentlich aus dem Märchenland hierher getragen! Ein zartes silbernes Band, die Seine, trennt den gegenüberliegenden vom diesseitigen Stadtteil.

Und über diesem in Pastellfarben gehaltenen Bild liegt der Glanz der Morgensonne. Oh, es ist schön, einmal Paris von oben zu sehen.

Noch höher ging es hinauf.

Treppen, Stufen, Stufen . . .

Schon etwas schwerer fiel uns der Aufstieg zum zweiten Stockwerk. In schwindelnder Höhe glaubten wir uns, und wirklich ist das Blickfeld viel großartiger und weiter von hier oben. Einige Minuten verweilten wir und genossen so recht diesen Anblick. Gleichzeitig sammelten wir Kräfte für den Gipfelsturm.

157 Meter hatten wir bereits überwunden, und 280 Meter Höhe mußten doch insgesamt bezwungen werden. Und so klommen wir die Wendeltreppen hinan. All unsere Kräfte nahmen wir noch einmal zusammen, langsam gings höher und höher. Viele kleine Atem-

pausen wurden eingelegt, und schwindelige Kameradinnen durften nur mehr in die Weite und nicht mehr nach unten blicken.

Die Knie zitterten etwas, aber es wurde geschafft — wir erreichten den dritten Absatz. Wohl kamen wir etwas abgekämpft und außer Atem an, doch der Blick in die schier endlose Weite entlohnte überreich.

Wie Spielzeug lagen die Häuser dieser Riesenstadt unter uns. Doch als wir uns an den Anblick gewöhnt hatten, schweifte unser Auge darüber hinweg, weiter, immer weiter, und unsere Gedanken eilten ostwärts, heim zu unseren Lieben und noch weiter, zu unseren Soldaten überall an den Fronten. Ihnen hatten wir auch diesen schönen Tag zu verdanken. Sie siegten und siegen an allen Fronten.

In diesem Bewußtsein wurden wir auch angesichts des vor uns gebreiteten Paris auf der Höhe des Eiffelturmes still und dankbar . . .“

Paris ist nicht Frankreich.

Weit verästelt und verzweigt ist das Netz der Nachrichtenverbindungen der deutschen Wehrmacht in den besiegten Westländern Frankreich, Belgien und Holland.

Und überall dort, wo hohe und höchste Dienststellen des Heeres eingerichtet worden sind, sind auch die Nachrichtenhelferinnen anzutreffen.

In Rotterdam und Brüssel.

In Amiens und Charleville.

In Bar le Duc und La Rochelle.

Und in vielen, vielen anderen Orten im Westen.

Gleich ist der Dienst in Tag- und Nachtstunden. Gleich ist die aus soldatischen und fraulichen Grundsätzen gewonnene Ordnung des Gemeinschaftslebens.

Gleich sind auch die Sorgen, Schwierigkeiten und Nöte. Hier müssen sie früher, da später bewältigt werden.

Aber bewältigt werden müssen sie.

„. . eben spielen sie im Garten ‚Alle Tage ist kein Sonntag'. – Das glaube ich wohl. Es werden noch manchmal Tage kommen, wo uns etwas fehlt. Aber wenn wir dann überlegen, weshalb wir hier draußen sind und unsere Aufgabe erfüllen, werden wir auch darüber hinwegkommen. Und immer bleiben wir ja

auch nicht hier. Ich freue mich doch, daß ich mit zu den wenigen gehöre, die den Feinden zeigen können, daß auch die deutsche Frau nichts scheut und sich dem Vaterlande ganz zur Verfügung stellt. Wenn es auch für uns 25 deutsche Mädel oft schwer ist, sich in einer Stadt mit 45.000 Einwohnern zu behaupten . . ." –

„. . . fast von Anfang unseres Hierseins an hat man uns auf eine bessere Unterkunft vertröstet, dauernd entstanden neue Gerüchte, bis uns dann amtlich mitgeteilt wurde, daß eine Villa für uns in Aussicht stehe, die ganz und gar überholt werden würde – der Umzugstermin lag schon fest, sogar der Rotwein und Sekt stand bereit zur Einweihungsfeier, und nun hat sich alles wieder zerschlagen . . .

Wir ziehen aber jetzt bald in ein anderes Kloster, in dem auch schon eine große Anzahl Helferinnen wohnen, das aber neuzeitlicher, zweckmäßiger und im Verhältnis zu ‚unseren heiligen Hallen' geradezu vornehm eingerichtet ist. Wir haben dort einen netten Gemeinschaftsraum, einen neu eingerichteten Duschraum und vieles andere mehr.

Wenn es auch vielleicht selbst dann noch nicht bei uns so aussehen wird, wie es die Illustrierten Zeitungen und Wochenschauen von anderen Einsätzen zeigen können, ist es immerhin schon ein großer Fortschritt.

Bei uns im jetzigen Kloster war vor längerer Zeit mal die Presse, aber die mußte unverrichteter Sache wieder von dannen ziehen, denn es ließen sich beim be-

sten Willen und bei allem Sinn für soldatische Einfachheit keine Motive finden, die man der Öffentlichkeit vorsetzen konnte. –

Eine ausgeräumte Schulklasse mit kahlen Wänden, Steinfußboden mit ein paar Betten, einem Tisch, zwei harten schmalen Bänken war ebensowenig dazu geeignet, wie ein sogenannter Waschraum, bestehend aus einem Waschbecken. Ja, so schaut es bei uns aus, und darin haben wir ein Vierteljahr ‚gehaust' und waren dennoch froh und guter Dinge, wenn auch anfänglich die Enttäuschung groß war.

Aber ich habe mir immer gesagt, bequem und angenehm leben kann ich zu Hause, während ich hier viel Neues sehe und erlebe, was ich zu Hause, in Landsberg, als Zivilistin, nie gehabt hätte. Und man muß natürlich auch mal unter primitivsten Verhältnissen leben können, auch dann, wenn man sich ab und zu sehr nach ein klein wenig Behaglichkeit innerhalb seiner vier Wände sehnt und nicht immer darauf angewiesen sein möchte, sich ins Café zu setzen, um mal seine Ruhe zu haben.

Liebe Eltern, ich schreibe Euch das jetzt alles, nun da es anders wird, wenn auch nicht ganz zur vollsten Zufriedenheit, sondern noch immer behelfsmäßig. Kloster bleibt eben Kloster. Aus meinen Briefen habt Ihr ja auch ersehen, daß ich mich im großen und ganzen darüber hinweggesetzt habe.

Diese Dinge, wie so manche andere, wollte ich mir eigentlich aufheben, bis ich Euch mündlich alles er-

zählen kann, aber ich hoffe, Ihr werdet es auch so glauben, daß wir trotzdem lachen und uns unseres Soldatenlebens freuen . . .“ –

Nur nicht unterkriegen lassen. Frankreich ist nun mal nicht Deutschland.

Aber auch die verwahrloseste und kümmerlichste französische Unterkunft wird unter den Händen deutscher Mädel wohnlich und freundlich. Die Wehrmacht holt heran, was sie heranschaffen kann.

Und auch die Heimat tut mit liebenswerten Kleinigkeiten ihr bestes.

„Deinen Brief mit den hübschen Münchhausen-Postkarten und den anderen Heimatbildern habe ich erhalten, habe recht schönen Dank. Unser Zimmer wird nun recht gemütlich.

Heute ist überhaupt ein ganz großer Umräumungstag. Große Lampen, dicke Ballen Stoffe, Tischchen, Hokker, verschiedene Polstermöbel und Teppiche sind angerollt, alle dafür bestimmt, mit französischen Mitteln deutsche Gemütlichkeit zu schaffen.

Wir bekommen nun ganz reizende Wohnecken, Aufenthaltsräume mit Kamin.

Ja, was sich alles in so hohe, unfreundliche Klosterzimmer hineinzaubern läßt!

Und begeistert sind wir alle dabei mitzuzaubern, zu verbessern, zu verschönern . . .“ – – –

*

„Nicht nur äußerlich, nein auch innerlich beginnen wir uns mehr und mehr mit unserer fremden Umgebung auseinanderzusetzen.

Was uns immer wieder erschreckt, ist die Kinderarmut. Stundenlang kann man durch die Straßen gehen, durch Anlagen und an großen Wasserbrunnen vorbei, ohne auf Kinder zu stoßen.

Und wenn wirklich, dann sind die Kinder so zart, so ruhig, so komisch, als wenn sie sich schon selber wie Raritäten vorkommen.

Auch die Verbastardierung ist erschreckend. So etwas habe ich nicht einmal in dem Hexenkessel New York gesehen. Wie ist es bloß möglich, daß ein Volk so herunterkommt. Frankreich ist heute wohl das klassische Beispiel für das langsame Absinken und Absterben eines großen Kulturvolkes.

Wie gut ist da doch unsere Rassen- und Bevölkerungspolitik. Sie müßte eigentlich noch strenger sein.

Eine falsch verstandene persönliche Freiheit kann und darf es nicht geben, sobald das Volk als Ganzes Schaden leiden würde. Es ist sehr gesund, so etwas mal anschaulich zu sehen . . .“ –

Begriffe ohne Anschauungen sind leer. Anschauungen ohne Begriffe sind blind.

So sagt unser Kant.

Darum anschauen u n d begreifen:

„Am Abend, wenn im offenen, säulenverzierten Marmorkamin die Holzscheite übereinander getürmt eine wohlige Wärme ausglühen und der Tag mit all seiner

Hast hinter mir ist, dann komme ich ins Denken, und aus einer fernen, drängenden Sehnsucht heraus grüble ich über alles Seiende nach, lasse die Bilder mit ihrer bunten Vielfalt, die mich, bin ich inmitten, nicht zur Besinnung kommen lassen, an mir vorübergleiten.

Ich vergleiche mit der Heimat und sie wird mir immer heiliger. Ja wußte ich es denn zuerst, was mir die Heimat ist? Ich fühlte mich dort glücklich und ließ ihre klare, wundervolle, traute Schönheit in mich einströmen — selbstverständlich — danklos, so wie Kinder von der Mutter immer nehmen, während sie lächelnd, liebevoll sich verströmend gibt.

Nun ist da Bordeaux, die vielfältige Stadt im Südwesten Frankreichs, die weltbekannte Hafenstadt an der Mündung der Garonne. Jetzt ist es besetztes Gebiet. Deutschland, Großdeutschland hat auch hierher seine ordnenden und sichernden Kräfte gesandt.

Mit den geistigen Getränken, die hier so reichlich erzeugt werden, scheint auch die Bevölkerung täglich gelabt zu sein. Sie lebt unbekümmert, leichtbeschwingt, gleichgültig für den eigentlichen Sinn des Lebens, der Arbeit, in den Tag hinein. — Bordeaux ist die Stadt der unbegrenzten Möglichkeiten. Solche scheinen in Frankreich mehrfach zu bestehen. O Frankreich! Wie verblendet warst Du und bist Du und wie eingebildet! Möchtest Du doch die Zügel fester in die Hand nehmen und Dir das Wort: ‚Arbeit, Arbeit und wieder Arbeit' zur Parole setzen.

Die Häuser stehen buntgewürfelt nebeneinander,

hoch, niedrig, stil- und formvoll, grau, schmutzig, zerbröckelt, mit steilen und flachen Dächern. Eines haben sie aber alle gemeinsam: die charakteristisch südlichen Fenster, die ohne eine Nische gegen die Straße abschließen und meistens die ganze Höhe der Räume einnehmen, mit hölzernen Fensterläden, die je nach Geschmack des Erbauers dunkel oder hell gestrichen sind, verziert, ausgeschnitten oder schmucklos.

Das hauptsächlichste Leben spielt sich auf der Straße ab. Hier gibt sich schamlos Elend, Schmutz, Widerwärtigkeit und Geschäftigkeit dem schnell Vorüberhastenden preis.

Große, klumpige, blutige Fleisch- und Speckstücke schieben sich durch die glaslosen Schaufenster im Fleischerladen gegen die Straße, überstrichen vom Strom der stickigen, bazillengeschwängerten Stadtluft. Eine Katze schmiert sich mit hohem Buckel schnurrend dazwischen hin — sie ist heimisch zwischen den Fleischklötzen.

Katzen laufen hier überall herum. Sie sind wohl die wichtigsten Haustiere in Bordeaux, das von Ratten und Mäusen bitterlich heimgesucht ist. Schwarze, gelbäugige, helle, gefleckte, weißseinsollende schmutziggraue. Die abergläubischen alten Jungfern können einem hier leid tun, so hier der Aberglaube derselbe ist — sie sehen sich pausenlos vom Unglück verfolgt.

Idyllisch reihen sich die abenteuerlichsten Abfallkübel, Eimer und Tröge aus Blech den Gehsteig entlang, überquellend von buntem, übelriechendem Inhalt.

Hunde schnüffeln hin und wieder daran, laufen verächtlich weiter. Manchmal aber sucht sich ein elendes, altes, hungriges, verkommenes Frauenzimmer die letzten Reste daraus hervor.

In einer stillen Seitengasse verzehrt ein schmutzstarrender Bettler gierig wie ein wildes Tier seine Mahlzeit auf der Straße und sein Kamerad, der Hund, frißt mit ihm. Der Mensch scheint hier gänzlich verlorengegangen. In den kleinen blutunterlaufenen Äuglein liegt nur mehr die Gier nach Fraß und ein ungemein tierhaftes Empfinden. Hier ist das Elend zu groß, um noch helfen zu können.

Im Obst- und Gemüseladen türmen sich bunt Orangen, Mandarinen und Äpfel, gedörrte Pflaumen und Datteln auf Kisten und Gestellen bis mitten auf den Gehsteig hinaus — ein farbenfrohes Bild. Daneben, in grauen Kisten, werden Hunderte, nein Tausende von Austernmuscheln angeboten. Beim Bäckerladen reihen sich über halbmeterlange, schmale, weiße Brotwecken, deren Inneres weich, farb- und geschmacklos ist. Ach, wie ich dieses französische Brot hasse!

Es gibt auch vornehme Geschäftsstraßen hier, wie überall auf der Welt, die das Elend und den Schmutz zu vertuschen suchen. Dort ist alles zu haben, was an Luxus verwöhnte Menschen beanspruchen — nur sind diese aufgetakelten Geschäftsfassaden, die Riesenschaufenster und die strahlenden Lichter und Gegenstände drinnen nicht das wahre Bild.

In den Straßenbahnen vereinigt sich das bunteste Le-

ben. Ein ganzer Schwaden von Knoblauchgeruch zieht durch die Wagen. Da springt ein Fleischer, der anscheinend frisch vom Schlachten kam, mit blutgetränkter, übelriechender Jacke herein — neben den vornehmen, geschminkten, in auffälliger Eleganz gekleideten Damen sitzen überjunge Ölgemälde in billigen, elegantseinsollenden, geschmacklosen Fähnchen. Alte verlebte Frauen sitzen da, schlampig und unsauber und nicht ohne die unvermeidliche Schminke, die traurig verirrte Flecken auf die spröde, runzelige Haut malt. — In den jungen Gesichtern, die oft weich und schön sind, liegt kein Charakter — alles Dutzendware. Und in den alten liegt ein tiefer, verkommener Jammer, daß man die Augen wegwenden muß.

Die Schaffnerinnen, denn auch hier mußten Frauen Männerarbeit übernehmen, schlürfen in geschmacklosen, altmodischen, graugestreiften Uniformen mit blauer Jacke und einem blauen unmöglichen Hut auf Filzschuhen durch die Abteile. Mit ausgeschriener Stimme rufen sie die Straßen und Plätze aus und die schrillen Pfiffe durchzucken einen gleich einem körperlichen Schmerz.

Wie eine Erholung wirkt es, wenn hin und wieder auch mal frische, ungeschminkte Gesichter auftauchen — stramme Burschen, frische Mädel — aber das ist selten. Die Männer haben keinen Schliff — sie lassen sich gehen. Es ist schade, wenn man die jungen Leute anschaut, die in schlechter Körperhaltung und oft mit schleifenden Schritten daherkommen — man möchte

sie fassen, aufrütteln zu einem besseren Leben. – Es stecken Kräfte in diesem Volk, aber keiner oder nur selten einer hat die Fähigkeit, die schlummernden Kräfte zu wecken.

Der Tag wird gelebt, so wie er kommt, das Morgen ist Nebensache – es kommt und damit ist's genug. Sie sind nicht im Stande, den Dingen auf den Grund zu gehen. Sie erfassen den Augenblick schnell, aber der nächste nimmt dem vorhergehenden alles vorweg. Es fehlt die Klarheit, der Überblick und die Konzentration.

Ach, wie tun mir all die Mädchen unter ihrer Schminke leid. Hinter diesen roten, überroten Lippen, hinter diesen blaugeränderten Augenlidern, in dieser Wolke von Parfüm unter den ärmlichen Fetzen starrt eine traurige Leere. Sie können küssen und kosen, können flirten, lachen und plaudern, können lieb sein, aber vor dem richtigen Kampfleben stehen sie wie die Kinder, schmollend und greinend, denen man etwas trotzig in den Kopf Gesetztes versagt.

Bars um Bars wechseln auf den Straßen ab. Kleine runde Tischchen und zierliche Korbstühle laden zum Sitzen ein. Von hier aus kann man den auf- und abflutenden Menschenstrom gut überblicken. Drinnen in der Bar, im Café oder im Restaurant – gleichviel – nie fehlt die unvermeidliche Katze. Ein malerisches Bild: Neben Flaschen und Zeitschriften auf dem Tisch sitzt das schnurrige Tierchen, putzt sich mit den weichen, zu weichen Pranken über die Ohren, gähnt und

zeigt die raubtierhaften, kleinen, weißen, spitzen Zähne.

Hier und da wagt sich eine buntgeschminkte Negerin ins städtische Getriebe — Neger und Mischlinge sind öfter anzutreffen. — Das Negerviertel, mit schmalen, finsteren Gassen und dunklen Fensterlöchern, starrend vor Schmutz und Elend, grenzt nahe an die geschäftsreichen Straßen, in denen mehrstöckige Warenhäuser mit großen, bunten Schaufenstern unwiderstehlich zum Kaufe laden.

Bordeaux hat trotz allem seine Schönheiten. Es nimmt den Menschen gefangen und läßt ihn garnicht mehr zur Besinnung kommen, spinnt ihn ein und übt oft einen unheilvollen Einfluß auf ihn aus. Jeder Fremde hier ist versucht, von allem Neuen so viel als möglich zu erhaschen — alles zu umfassen.

Breite Straßen, schöne Anlagen mit südlichen Bäumen, vor allem die schwermütigen dunklen Pinien haben es mir angetan. Stilvolle Häuser erfreuen das Auge. Das Theater steht da mit wuchtigen antiken Säulen, und wahrlich, was drinnen an Schauspielkunst geboten wird, ist zu beachten.

Das Girondedenkmal, ein kolossaler, formschöner Bau, ragt hoch auf dem großen Platz. Unschön und störend wirken die wahllos verstreuten Stühle, die in allen Parkanlagen und auf allen Plätzen zu finden sind. Sie werden von den Einzelnen auf den jeweils günstigsten Platz gezogen und belassen, wie sie stehen.

Dann kommt man auch schon zum Hafen, dem bun-

testen, was Bordeaux besitzt. Eine Brücke mit unzähligen, gleichmäßigen Bogenführungen führt in einfacher Schönheit über die Gironde. Auf dem Wasser steht Schiff an Schiff. Deutsche, italienische, militärischen Zwecken dienende; und weiter oben französische Fischerkähne. Ja, der Teil, der den Fischern zu eigen ist, ist der bunteste. Altersgraue morsche Kähne trauern am Ufer angepflockt — auf dem schimmernden, schillernden, dunkelgrünen Wasser aber schaukeln kleine Boote, aus denen große Netze zu reichem Fang in die Fluten getaucht werden. Grün, blau, gelb, rot leuchten die Schiffe. Weit drüben reihen sich die Häuser in bunter, grauüberschimmerter Reihe. Ein Flimmern, ein Summen, ein Leuchten liegt in der Luft. Der Lärm der gestikulierenden, lachenden, schimpfenden Menschen dringt nur schwach her.

Dann ist noch der Trödlermarkt, das eindringlichste Charakterbild dieser Stadt. Inmitten von zerbeulten, uns unbrauchbar erscheinenden Dingen sitzen verkommene Weiblein, schmutzige Männer und dazwischen drängen sich vornehm gekleidete ‚Damen' und ‚Herren' und schämen sich nicht, in dem Schmutz und Kram herumzuwühlen. Da liegen auf dem Erdboden, auf der Straße Kleidungsstücke, alte und neue, und das allerbunteste Bevölkerungsgemisch drängt sich Kopf an Kopf hindurch. Ja, es kommt sogar vor, daß sich mitten im Gewühl zwei besinnen und sich in kameradschaftlicher Weise die Läuse vom Kopf suchen, die sie im Augenblick wohl gerade zu sehr belästigen. Unauf-

haltsam scheint der geistige und kulturelle Niedergang dieser großen Nation. Man fragt sich oft entgeistert: ,Ja, sind denn das noch Franzosen? Ist das Frankreich? Besteht hier noch Hoffnung zur Wende, zur Wandlung? – Es muß sich zeigen!'

Ich mußte Euch das einmal schreiben und ausführlich schildern. Denn tief im Innern ruht unauslöschliche Sehnsucht nach der Schönheit, der Reinheit und Klarheit der Heimat."

*

Ja, dann ist es mit einem Male da, das unbändige und auch ein wenig bittere Empfinden, draußen zu sein, fern der heimatlichen Städte, Dörfer und Höfe.

Sehnsucht kommt auf, Sehnsucht nach daheim.

Nach den Seen Ostpreußens und nach der grünen, weiten Heide, nach den bewaldeten Erzgebirgshöhen und nach den schneebedeckten Alpenbergen.

„. . . im Hause waren Dacharbeiten, und ein berückend blauer Himmelsfleck schaute beim Guckloch herein, und da die Leiter der Arbeiter verlockend nach oben führte, stieg ich hinaus und entdeckte einen reizenden, ruhigen Fleck über Châlons! Ich legte mir eine Decke hinaus und hatte endlich wieder mal einen langersehnten Blick in irgendeine Tiefe. Drunten bummelten die Leute, und die Kathedralen standen mit den herrlichen Türmen nahe, und ganz draußen war weites, grünes Wiesenland!

Man wird so bescheiden, und manchmal packt es mich

doch, das Heimweh nach der stillen erhabenen Größe der Berge. Hier weiß niemand darum. Aber ich bin stolz, daß ich das andere Leben, das schönere bei uns kenne, und darum macht mich auch die Ferne nicht traurig. Ich weiß — dort ist ja meine Heimat, und dort bist Du! Nichts bedeutet mir mehr in aller Welt als die Berge und ein einziger Mensch, der so recht mich und meine Seele kennt . . .‟

Ein andermal:

„. . . ich sitze hier am Klappenschrank und bin im Nachtdienst. Es ist nicht viel los und ich habe deshalb soeben für unseren oberbayerischen Hüttenabend die Einladungskarten geschrieben.

Weißt Du, ich bin sooft im Geiste auf unseren einsamen Wanderungen, bei unseren stillen Bergstunden. Drum war es mir heut eine Freude, mich wenigstens mit dem Bleistift mal wieder mit den Bergen beschäftigen zu können. Ich werde nun stets, wie am Kopf dieses Briefes, ein Bildchen zeichnen. Freut es Dich?

Die Trennung von Dir und den Bergen bedeutet mehr als es andere überhaupt ahnen, aber unser Zusammenhalten wird doch dadurch nur noch ein eiserneres, nicht wahr! — — —‟

Nur selten legt ein Brief von draußen diese Sehnsucht nach daheim bloß. Und oft ist es nur ein einziges, aber inhaltsschweres Wort am Rande, das hiervon spricht, unter vielen Mitteilungen und Berichten verstreut, fast versteckt. Oft ist es verbunden mit der Bitte, mit dem einen Wunsch:

„Schreibt mir recht oft und viel. Ich habe manchmal Heimweh . . .“

Ich habe manchmal Heimweh!

Und jeder Brief aus der Heimat hilft die Sehnsucht, hilft das Heimweh läutern und überwinden.

Jeder Brief! Auch wenn er nicht von den Eltern und Geschwistern, Verwandten und Bekannten kommt, auch wenn die Heimat selbst, und als ihre Sprecherin die nationalsozialistische Bewegung schreibt.

„Einen recht herzlichen Dankesgruß für den 15. Heimatbrief. Ich muß es auch heute wieder zum Ausdruck bringen, daß es sehr wohltuend ist, wenn man weiß, die Heimat denkt an uns. Nicht nur die lieben Eltern, welche ja stets an ihre Kinder denken und für sie leben, nein, diesmal ist es die ganze Heimatfront, die Anteil nimmt an unser aller Ergehen.

Es sind nun schon viele Monate, daß ich der deutschen Wehrmacht als Nachrichtenhelferin des Heeres dienen darf.

Nachdem meine Ausbildung beendet war, kam ich sogleich mit einigen Kameradinnen in ein kleines französiches Städtchen an der Sarthe. Nicht allzu lange blieben wir an diesem Ort, wo wir uns mittlerweile gut eingerichtet hatten, da uns ein Befehl in eine andere Stadt rief.

Es erscheint einem manches beim Kommis unverständlich und doch hat es seinen Sinn!

In dieser großen Stadt der Normandie, sehr schön gelegen, mit der Seine als Wasserstraße, mußten wir

jetzt unsere Zelte aufschlagen. Es gab natürlich hier, nahe der Küste, wesentlich mehr zu tun und jede Einzelne gab ihr Bestes. Die Zufriedenheit der Vorgesetzten wie auch der Arbeitskameraden bewies, daß wir auch dieser Aufgabe völlig gewachsen waren.

Neben dem Dienst besteht bei uns Nachrichtenhelferinnen auch ein Plan für Freizeitgestaltung. Dazu gehört außer Turnen und Schwimmen auch französischer Unterricht, Putz- und Flickstunde, Singen, Wiederholungsstunde für Erste Hilfe, Buchbesprechung und vieles andere mehr. Sie können sich wohl denken, daß uns der Begriff Langeweile ein Fremdwort ist. Sehr wohl tut nach anstrengendem Dienst auch ein Stündchen Schlaf, der uns leider nicht immer vergönnt ist.

Nichts geht über eine gute Organisation, das fühlen wir im Auslande besonders gut. Unser geliebtes Vaterland kann in jeder Beziehung als Vorbild dienen. Oft sehnen wir uns nach der deutschen Sauberkeit und Ordnung, nach der Ruhe und Gediegenheit.

Was hat man sich doch als junges Mädchen in der Schule oder späterhin für ein Bild von der „grande nation“ gemacht. Vielleicht gibt es auch jetzt noch viele, die sich danach sehnen, Paris und überhaupt die französischen Sitten und Gebräuche kennen zu lernen. Ich kann nur sagen, daß wir alle reichlich enttäuscht waren. Man findet in ganz Deutschland keinen so schmutzigen Winkel, wie hier die meisten Ortschaften aussehen. Mit Ausnahme der erstklassigen Hotels lassen auch die Gaststätten viel zu wünschen übrig.

Die Menschen hier sind meist höflich und freundlich, ob aber aufrichtig? Ich kann kein Vertrauen aufbringen. Wir haben allen Grund, nicht zu vergessen, daß wir uns in Feindesland befinden. Es erscheint uns manchmal lästig und überflüssig, daß sogar am Nachmittag kein Mädchen allein ausgehen darf. Die Heeresschule für Nachrichtenhelferinnen gibt in ihren Bestimmungen heraus, daß stets mindestens zwei Helferinnen beisammen sein müssen. Besetztes Gebiet ist eben trotzdem noch Feindesland, wenn auch der Feind als solcher besiegt und zur Verständigung geneigt ist.

Ein großes Gewicht hat die Feldpost. Wenn manch einer in der Heimat wüßte, wieviel Freude er mit ein paar Zeilen bereitet, ich glaube, die Post hätte noch viel mehr zu tun.

Viel seltener sind Urlaubsfreuden. Wie schön müßte es sein, wenn ich einmal mit meinem Bruder zusammen, der im Osten steht, den Heimaturlaub verleben könnte! Selten schöne Überraschungen sind es auch, wenn man plötzlich in der Fremde einem lieben Bekannten aus der Heimatstadt begegnet.

Viel Neues und Schönes, aber auch manch Häßliches und Schweres habe ich in dieser Zeit hier draußen kennen und überstehen gelernt, doch freudig und gern diene ich auch weiter dem geliebten Vaterland . . .“

„Was uns noch immer recht betrübt, ist, daß manche Soldaten über unser Wollen und unsere Aufgabe garnicht oder falsch unterrichtet sind.

Man hält uns mancherorts für abenteuerlüsterne Leichtfüße und Nichtsnutze, die man in Deutschland zu nichts weiter gebrauchen kann. Und Sie wissen ja selbst, mit welchem wahren Idealismus die Mehrzahl der Mädel hierher gekommen ist.

Viele von uns, darunter auch ich, haben zu Hause das Mehrfache ihres heutigen Gehaltes verdient. Materielle Erwägungen und extravagante Absichten waren bestimmt nicht die Veranlassung dazu, einen Dienst anzutreten, der bedingungslos verlangt, das eigene Ich zurückzustellen unter das Wohl des Ganzen . . .“

Wie kam es zu diesem Mißverstehen? Wie war es möglich, daß Gerüchte und Klatschereien einen Schatten auf den freudigen Einsatz dieser Frauen und Mädchen werfen konnten?

Die erste Ursache war Unwissen!

Der Soldat begriff zunächst nicht immer, warum dieser Einsatz erfolgte.

Als nach den siegreichen Feldzügen im Frühjahr und Sommer 1940 weite Gebiete europäischen Landes von der deutschen Wehrmacht besetzt wurden, ergab sich die Notwendigkeit, weibliche Ergänzungskräfte für die

rückwärtigen Dienste der Nachrichtentruppe einzusetzen. Die umfangreichen Nachrichtenanlagen dieser weitgespannten Räume erforderten für ihren Betrieb zahlenmäßig starke Einheiten. Vor allem die Bedienung der Fernsprech- und Fernschreibgeräte.

Durch den Einsatz der Nachrichtenhelferinnen aber wurde eine erhebliche Anzahl von Nachrichtensoldaten für den soldatischen Einsatz wieder frei. Der Nachrichtensoldat wurde also überall dort durch die Helferinnen abgelöst, wo bei der langen Besatzungszeit sein Einsatz den soldatisch-kämpferischen Charakter verlieren und sein Verbleiben eine zahlenmäßige Schwächung der Kampffront bedeuten mußte.

Die zweite Ursache war Oberflächlichkeit!

Einer hat irgendwo und irgendwann einmal etwas auszusetzen gehabt. Den vielen Tausenden von Soldaten stehen ein paar Mädel gegenüber. Haben die einen das Glück im Soldatenheim, neben einem Mädel zu sitzen, dann sind die anderen enttäuscht. Es allen recht zu tun, ist nicht möglich.

So entsteht dann das Gerücht, mehr oder weniger bedenkenlos von einem zum anderen getragen, verbreitert, verallgemeinert, und wächst riesengroß.

Dieses Gerücht aber ist Wasser auf die Mühle gewisser Leute, — denn die dritte Ursache ist Feindpropaganda!

Das Ansehen der Nachrichtehelferinnen durch Verbreiten übler Nachreden zu schmälern, diese Mädels als eine Art Flintenweiber oder „Frontgirls“ hinzustellen, war für den Feind eine willkommene Gelegen-

heit, das deutsche Ansehen überhaupt zu schädigen, Zwiespalt und Abneigung unter den Deutschen draußen zu säen.

Nur diese feindlichen Propagandamühlen waren daran interessiert, und aus ihrer Tätigkeit allein erwuchs Gefahr.

Klar und eindeutig ist die Abwehr der Mädel, kurz aber treffend ihre Stellungnahme in den Briefen nach daheim.

„So muß ich Euch denn über etwas aufklären:

Mit den Nachrichtenhelferinnen ist es leider genau so, wie im großen Kriege mit den Rot-Kreuz-Schwestern. Eine benahm sich vielleicht daneben und schon wird die ganze Einheit verdächtigt.

Manches Mädel in der Heimat würde das vielleicht nicht an Dienst, an Aufopferung und Entsagung leisten, was hier die Nachrichtenhelferinnen an hervorragender Stelle leisten. Wenn wir dann unsere Freizeit haben und sie gemeinsam mit deutschen Soldaten verbringen, so ist das bestimmt nicht verwerflich. Gewiß gibt es unter Tausenden auch einzelne schwarze Schafe. Alles aber, was sich nicht gut aufführt, ist in vierundzwanzig Stunden in der Heimat und wird postwendend entlassen . . ."

Das ist sarkastisch — aber es ist die Wahrheit.

Nur weil sie den freiwilligen und wichtigen Dienst in der Fremde erschwert und die Freude am Einsatz beeinträchtigt, und auch ihrer politischen Bedeutung wegen, sei sie hier kundgetan.

Die Haltung und das Beispiel der Mädel draußen im Einsatz ward dadurch nur noch stärker und größer: „Liebe Eltern! Ich suche mit meinen Kameradinnen immer wieder die Gelegenheit, jeden Soldaten von unserer geradlinigen Haltung zu überzeugen. Ich glaube, daß sogar schon ein einzelner zur Verbreitung solch guter Wirkung beitragen kann. Einer erzählt es doch dem anderen.

Uns ist es noch jedesmal gelungen, die Soldaten in guter Meinung zu bestärken. Erst gestern sagten die vier, mit denen wir zusammen saßen und die ‚gehört' hatten, wir würden uns nur mit ‚höheren Dienstgraden' abgeben, sie freuten sich darüber, daß wir uns zu ihnen gesellten.

Es waren auch Familienväter darunter, die uns erst mit ganz kritischen Blicken musterten und schon wieder mit allerlei altem Krimskrams über uns herfallen wollten. Zum Schluß schieden wir dann in guter Kameradschaft und wir freuten uns des kleinen großen Sieges!"

„. . . im Lazarett haben wir auch vier solche Kandidaten. Wir haben sie anläßlich einer Dampferfahrt kennengelernt und sie dann einmal im Lazarett besucht und ihnen Obst gebracht. Ich glaube, die haben die denkbar beste Meinung von uns.

Uns geht es ja immer darum, daß sie es fühlen, daß wir nicht Bekanntschaften machen wollen und angeblich nur nach heiratsfähigen Männern unsere Augen auskugeln, sondern daß *wir allen Soldaten wirklich gute Kameraden sein wollen*, denn das finde

ich, ist neben unserer Pflichterfüllung wohl die schönste Aufgabe!“

Sind das nur einige wenige, die so denken?

Viele, viele Briefe geben ein beredtes Zeugnis.

Während alte Klatschbasen und sorgsam Daheimgebliebene mit zweideutigen Redereien ihre nutzlosen Kaffeekränzchen würzen, wächst draußen schön und stark eine echte Kameradschaft.

„. . . durch den Bruder einer unserer Helferinnen, der in einem benachbarten Kurort Frankreichs als Panzerjäger lag, wurde unserem Einsatztrupp die Bitte unterbreitet, zu einem Kompaniefest zu erscheinen. Nach Einholung der Genehmigung unserer Vorgesetzten fuhren wir bei schönstem Sonnenschein mit drei Autobussen los.

Sehr erstaunt waren wir, mit wieviel Liebe die Soldaten die Räume und die Tische für uns ausgeschmückt hatten, und wir konnten es fast nicht glauben, daß sie sogar die Nacht durch in der Backstube gestanden hatten, um uns ‚selbstgebackenen Kuchen‘ anbieten zu können. Wir waren einfach sprachlos, wie Männer das alles so machen können . . .“

„Vor Beginn des Festes pilgerten wir vor dem Festleiter vorbei und erhielten je eine Fahrkarte. Ich hatte eine Reise nach Worms. Nach uns erhielten die Soldaten ihre Karten. Die gleichen Karten brachten immer die Paare zusammen. Ihr könnt Euch wohl vorstellen, was das für eine Ruferei und Sucherei war. Wer fährt mit mir nach Rom?! Wer mit mir nach Madrid?! Es war köstlich!

Nach dem Kaffee gings dann in den Park zum Tauziehen. Das war eine Sache! Anschließend gab es einen Wettlauf ums Haus, bis wir von den Soldaten eingekesselt waren.

Darauf war Pistolenschießen nach kleinen Luftballons. Ich habe nichts getroffen, nur beinahe die Schnur ...“

„... abends sprach ich dann mit ‚meinem‘ Soldaten über ihr Verhalten zu uns. Er sagte: Es kann nicht anders sein, wie der Soldat sich wünscht, daß daheim Männer sich gegenüber seiner eigenen Frau, seiner Mutter, Schwester oder Tochter verhalten.

Das beste Kennzeichen deutschen Soldatentums sei immer die Ritterlichkeit gewesen. Diese erweise sich vor allem der deutschen Frau gegenüber. Ein Hundsfott, wer anders denke!“ –

Wenn aber irgendwo Soldaten und Nachrichtenhelferinnen sich längere Zeit begegnen, dann wird die echte Verbundenheit am stärksten empfunden, sobald die Trennungsstunde naht.

„Heute haben wir auch einen kleinen Wehmutstropfen zu schlucken. Unsere Kameraden haben uns heute verlassen müssen. Gestern noch war Abschied im Soldatenheim, es war nett und auch lustig, aber es konnte sich keiner und keine eines wehmütigen Gedankens erwehren.

Ja, so ist es immer, wenn es am schönsten ist, hört es auf. Ich weiß nicht, ob Du Dich unseres Gespräches erinnern kannst, wo ich Dich, liebe Mutter, fragte, ob

es wohl zwischen Mann und Frau echte Kameradschaft gibt, so wie zwischen Mädels? Du hast daran gezweifelt, aber ich kann Dir sagen, daß ich jetzt weiß, daß es das doch geben kann, wenn zwei Menschen offen und ehrlich zueinander sind. Ich bin so froh darüber, daß ich es erfahren durfte. Allerdings weiß ich nicht, wie lange es so gegangen wäre, das habe ich nicht erproben können, aber bis jetzt war es schön und ungetrübt und die Stunden aufrichtiger Kameradschaft werden unter meinen Kriegserinnerungen unvergessen bleiben!"

*

Neben dieser kameradschaftlichen Verbundenheit mit den Soldaten, für die mit den Nachrichtenhelferinnen die Heimat selbst hinausgekommen ist ins besetzte Land, steht der Zusammenhalt, das gegenseitige Verstehen, das Füreinanderdasein der Mädel.

„Ihr wißt ja garnicht, wie ich diese schöne Kameradschaft empfinde. Was haben wir schon im Sudetenland, solange wir unter der Tschechenherrschaft waren, Schönes gehabt? Man war immer mit sich selbst unzufrieden, es fehlte die Kameradschaft. Erst die letzten zwei Jahre, als sich die Deutschen so richtig zusammenfanden, wurde es anders.

Als der Führer uns heimholte, war ein ganz anderer Geist, daß wißt Ihr genau so wie ich. Ich bin hier sehr glücklich. Es herrscht eine fabelhafte Kameradschaft unter den Mädels. Viel macht allerdings aus, daß wir im

Ausland sind und der große Krieg herrscht. Doch der vergeht, und ich glaube, dieses Erleben meines Einsatzes wird auch später in der Heimat sich auswirken . . .“ –

„. . . so muß ich denn sagen, daß hier im Einsatz meine schönste Zeit ist. Daheim, im B.D.M., verlebten wir auch einige Stunden unserer Freizeit in nationalsozialistischer Gemeinschaft, aber im Privatleben konnte man tun, was man wollte. Dann kam der Reichsarbeitsdienst, wir waren Tag und Nacht zusammen im Lager und die Erziehung war eine umfassende, durch die gemeinsame Arbeit, Schulung und Feiergestaltung.

Jetzt im Nachrichtenverbindungsdienst des Heeres ist das anders. Wir gehören zur deutschen Wehrmacht und sind nicht mehr da, um erzogen zu werden, sondern wir wurden ausgebildet für den Einsatz, um deutsche Soldaten freizumachen und abzulösen. Wir sind nicht um unserer selbst willen da, sondern im Dienst des Vaterlandes dürfen wir in dieser großen Zeit auch ein wenig mithelfen . . .“

*

Kameradschaftliche Feiern im eigenen Heim, Einladungen zu Festen der Soldaten, frohes Singen und Musizieren, stille Stunden mit wertvollen Büchern, Filmbesuche, Opern- und Schauspielabendefüllen die Freizeit.

„Seit Tagen ist lebhaftes Gemurmel im Bau. Alles rechnet eifrig und stellt im Dienstplan die freien Nachmittage fest. ‚Hurra, bei mir klappt es! Ich habe morgen nachmittag frei!' Es ist aber auch eine ganz große Sache, die uns so außer Rand und Band bringt. Morgen spielen im Rahmen der KdF-Veranstaltungen die Berliner Philharmoniker im Trocadero. Seit Tagen zählen wir die Stunden, endlich ist es soweit. Es ist ein eigenartiges Bild. Um uns herum sitzen die Vertreter aller Waffengattungen. Es sind nur wenige Frauen vertreten. Wir sehen einige DRK-Schwestern, ein paar vereinzelte Zivilistinnen und dann sind wir noch da. Diesmal sind wir nicht in Feldgrau erschienen, sondern haben zur Feier des Tages unsere weißen Blusen angezogen. Das viele Weiß sieht sehr nett aus unter all den bunten Uniformen. Und dann klingelt es. Das Konzert beginnt. In einem seiner besten Orchester schickt uns die Heimat ihren Gruß. Gerade hier draußen, unter einer uns fremden Kultur wissen wir erst richtig zu schätzen, was uns die Heimat an kulturellen Gütern zu bieten hat. Ergriffen lauschen wir den Klängen deutscher Meister. Jeder Rangunterschied ist ausgelöscht im Augenblick. Zutiefst fühlen wir alle, daß wir einer großen Gemeinschaft angehören, der Gemeinschaft unseres Volkes. Still treten wir den Heimweg an und sind noch tagelang erfüllt von diesem Erlebnis . . ."

Aber nicht nur die Sendboten der Heimat, die Berliner Philharmoniker oder die Wanderbühnen der Wehr-

machtsbetreuung, auch die örtlichen Kunststätten laden zum Besuch.

Und gerade das Anschauen und die Auseinandersetzung mit der fremden Kunstgestaltung und Darstellung verstärken die Erkenntnis eigenen Wesens und eigener künstlerischer Form.

„... gestern begingen wir den Sonntag festlich mit einem Besuch der Staatsoper. La damnation de Faust von Berlig. Musikalisch ganz gewaltig und inhaltlich hoch interessant. Es nennt sich eine Legende und ist ganz stark symbolisch, zum Teil reichlich mystisch. Zum Schluß sieht Faust die Hölle in einer Vision und Engel erscheinen, um Gretchen zu retten. Fast alle Szenen werden im Halbdunkel gespielt oder Faust und Mephisto singen sich auf einer Treppe an.

Leider wurde der Eindruck durch die anschließende Tanzpantomime ‚Alexander der Große' zerstört, der nur mit Helm und Badehose herumhopste und sich von ebenso leicht bekleideten Perserinnen und Ägypterinnen becircen ließ. Ein toller Kitsch!"

Das ist nicht die einzelne, die so spricht, nein, es ist das gesunde natürliche Empfinden der deutschen Frau überhaupt, das sich äußert, übereinstimmend äußert.

„... bei dem Alexander-Balett in der Oper mußte ich immer an das Lied der ‚Vier Nachrichter' denken: ‚Der König steht im Kriegerhemd vor seiner Kriegerschar, man hat mir meine Frau geklemmt, ich weiß auch schon, wer's war!' Und das im Anschluß an den

Engelschor in Gretchens Erhöhung. Ich bin noch immer erschüttert!" — — —

„... dieser Tage war ich mit zwei Freundinnen zum ersten Male im französichen Theater. Es gab Molières les précieuses ridicules (‚Die lächerlichen Zierpuppen'), die ich von der Schule her kannte. Dann hinterher ein ganz modernes, furchtbar kitschiges Schauspiel mit theatralischen Liebesszenen.

Er ist Künstler und sie zehn Jahre älter. Sie verzichtet auf ihn und geht in die Fremde. Er wird vor lauter Kummer blind. Dann kehrt sie zurück und pflegt ihn als Schwester, ohne daß er sie kennt. Schließlich schreibt sie ihm einen Brief, den sie ihm selbst vorliest, spielt dann ein Lied, das sie ihm früher vorgesungen hat, worauf er sie endlich erkennt und sie sich mit einem Schrei in die Arme sinken.

Das Publikum neben mir schluchzte, und ich mußte über alles so schrecklich lachen, daß die Kameradinnen mich beschworen doch aufzuhören, weil mich sonst das schwer erschütterte Publikum steinigen würde. Ein Satz kam vor, der typisch ist für die jetzige französische Einstellung zum Dasein: les actions sont toujours des réactions!"*)— — —

Eine gewichtige Rolle spielt auch das Soldatenkino. Und manchmal erlebt man da sogar Überraschungen.

„Mittwoch haben wir, Martha und ich, nun schon wieder ein ganz großes Erlebnis gehabt. Wir wollten uns im Soldatenkino ‚Ein hoffnungsloser Fall' ansehen, um

*) „Handlungen sind immer Reaktionen".

14,30 Uhr sollte es beginnen. Da unten starker Andrang war, und zwar merkwürdigerweise so viel Zivilbevölkerung, gingen wir einfach nach oben. Die Uhr wird 14,30 Uhr, dann 14,45 Uhr, und es fängt noch immer nicht an. Dann setzt sich plötzlich vor die Bühne ein Musikzug. Links und rechts von der Bühne fallen uns jetzt auch die italienischen und spanischen Fahnen und Abzeichen auf. Unten sitzt fast nur Zivilbevölkerung.

Um 15 Uhr wird die italienische Nationalhymne gespielt. Alles steht auf. Dann folgt die Wochenschau. Die war ganz großartig. Danach wurde das Englandlied gespielt. Dann wieder Licht an. Pause. Dann Vorhang auf. Ein großes Bild einer spanischen Landschaft, im Hintergrund der ‚Alkazar'. Spanische Nationalhymne. Und dann folgt der große Film von dem heroischen Kampf der Helden des ‚Alkazar'. Ein ganz wunderbarer Film, man kann das einfach nicht schildern. Wenn Ihr dort Gelegenheit habt, diesen Film zu sehen, dann müßt Ihr unbedingt hingehen. Bei uns wurde zwar spanisch gesprochen, aber wir verstanden doch alles! Der Film ist so packend, er ist einfach ein ganz großes Erlebnis. Als Abschluß wurde dann unsere Nationalhymne gespielt und wir sangen alle mit. Das war ein Abschluß! Hier mitten in Feindesland, mitten zwischen deutschen Soldaten, in der Uniform der Nachrichtenhelferinnen des Heeres das Deutschlandlied zu singen. Man wurde einfach mitgerissen und wußte garnicht mehr, wo man war. So eine Stille wie nach diesen beiden Liedern war wohl noch nie im Soldatenkino . . .

Wie glücklich waren wir, daß wir diese Filmstunde miterleben durften. Wie wir hinterher erfuhren, war es eine geschlossene Sondervorstellung, zu der man Eintrittskarten haben mußte. Die Zivilisten waren Italiener, Spanier und Franzosen. Wir wurden natürlich sehr beneidet von unseren Kameradinnen, daß wir dabei waren. Ja, Glück muß man haben . . .“ –

Aber es kann auch anders kommen. Die Nachrichtenhelferinnen haben gleich den Soldaten ihren Zapfenstreich und müssen genau so pünktlich wie diese in ihrer Unterkunft sein. Im Sommer geht es ja, da ist er erst für 23 Uhr festgesetzt, aber in der Winterzeit! 22 Uhr muß jede, die keinen Urlaubsschein hat, im Hause sein. Und da kommt es dann manchmal zu recht ‚soldatischen‘ Erlebnissen.

„Wir sassen, mehrere Kameradinnen, im Soldatenkino. Der Hauptfilm war sehr spannend und viele Mädels hätten wohl die richtige Zeit verpaßt, wenn nicht –

Die Leinwand zeigt ein Duell zwischen zwei Männern. Eifersuchtsszene wegen einer Frau. Man wartet auf eine glückliche Lösung. Da – ein eigenartig bekanntes Geräusch. Das kam doch nicht von der Leinwand? Wir sahen uns im Raum um. Und . . . ganz vorn hielt jemand den Arm hoch, in der Hand einen Wecker, dessen Leuchtziffern auf 3/4 10 Uhr (21,45!) zeigten.

Aus allen Reihen erhoben sich die Blitzmädel und verließen stillschweigend und fluchtartig das Kino . . .“

„. . . auch ohne den Krieg wäre einmal der Tag gekommen, an dem wir alle, wie Werner sagt, ‚flügge' werden, ohne jemals zu vergessen, was wir zu danken haben und welch unermeßliche Bedeutung es für einen jungen Menschen hat, s o ein Elternhaus zu besitzen.

Diese und ähnliche Gedanken und Gefühle kommen mir aus dem Herzen und sollen nicht nur eine Einleitung sein zu dem, was ich Euch nun nicht länger verheimlichen kann.

Liebe Eltern, ich kann zu Weihnachten nicht bei Euch sein. Es ist sehr schade, aber es läßt sich nichts daran ändern. Für uns wird die ‚erste Kriegsweihnacht im Felde' auch bestimmt ein unvergeßliches Erlebnis werden. Es fahren bei uns in erster Linie die Verheirateten. Aus unserer Gruppe und von all den ‚Berlinerinnen', unserem früheren Ausbildungstrupp ‚Reichssportfeld' fährt nur eine Einzige, und diese nur, weil sie im vorigen Jahr zu Weihnachten im Einsatz in Polen war . . ." –

„Ja, Du darfst nun nicht traurig sein, liebe Mutter, wenn ich Weihnachten nicht zu Hause sein kann. Ihr müßt es Euch genau so schön und gemütlich machen, als wenn wir alle zu Hause wären, nicht wahr? Sieh mal, Du mußt so denken, wie uns gestern an unserem

Adventsabend der Herr General sagte: Wenn wir auch nicht alle am Weihnachtsfest bei unseren Lieben sein können, so dürfen wir nur daran denken, daß wir eine große Aufgabe und Pflicht übernommen haben und wir können stolz sein, daß wir hier draußen neben den Soldaten stehen und helfen dürfen, den großen Sieg für unser Vaterland zu erringen. – Und genau so, wie wir stolz sein können, kannst auch Du stolz sein, Mutter, daß Deine Tochter dabei ist. Das darfst Du nicht vergessen, hörst Du?“ –

„Wie gern wäre ich auf ein paar Tage ganz bei Euch, aber es geht nun einmal nicht! Dieses Opfer können wir leicht bringen, gelt. Steht es doch in diesem großen Krieg an letzter Stelle. Wenn erst wieder Frieden ist, kann ich ja auch wieder nach Hause. Bis dahin heißt es eben so weitermachen und tapfer sein. Es kämpft ja jeder einzelne täglich mit sich selber seinen eigenen Kampf aus . . .“ –

Drei Briefe! Drei von vielen, vielen Tausenden, die in den vorweihnachtlichen Tagen in die Heimat gehen.

Die gleiche Botschaft:

Ich werde Weihnachten nicht daheim sein!

Ihr dürft nicht traurig sein!

Ihr müßt es Euch so schön machen, wie es immer war!

„Wenn wir dann am Heiligabend hier draußen gemeinsam Bescherung haben, dann denke ich an Euch daheim. Ihr steht dann sicher auch gerade unter dem Weihnachtsbaum und denkt hierher und an den Bruder, der ja auch heuer nicht daheim sein kann. Und

siehst Du, Mutter, dann sind wir doch alle beisammen — im Herzen."

Wir müssen alle tapfer sein!

Und alle wissen:

„. . . das größte Opfer ist es nicht in dieser, unserer großen Zeit!"

„. . . und wenn alle großen Aufgaben unseres Daseins zu einer glücklichen Lösung gekommen sein werden, dann wird uns dieser Verzicht klein erscheinen . . ." —

Am Heiligen Abend, wenn die Kerzen strahlen . . . halten Tausende und Abertausende deutscher Mütter einen solchen Brief von ‚draußen' in den Händen. Verschieden in den Worten, vielseitig im Ausdruck, aber gemeinsam und übereinstimmend in Sinn und Wert. Die weihnachtlichen Stimmen ihrer Söhne und Töchter vereinen sich zu dem einen Ruf in die Heimat:

Seid stolz und tapfer!

Hört Ihr?

Stolz und tapfer! —

*

„Unsere Weihnacht?

Ihr dürft ganz beruhigt sein — es war wirklich so schön, daß wir garnicht so sehr gespürt haben, weit weg von daheim zu sein.

Am Heiligen Abend haben wir uns ‚fein gemacht'. In unserem Aufenthaltsraum ging es schon ganz geheimnisvoll zu. Jeder vorzeitige Eintritt war uns verwehrt.

Aber bald war es so weit. Es sagte zwar niemand ‚bim-bim' wie zu Hause, aber wir betraten dennoch voller Andacht unsere ‚Weihnachtsstube'.

Die Kerzen am Weihnachtsbaume brannten und auch der Tisch war weihnachtlich geschmückt, mit vielen bunten Lichtlein und Tannengrün.

. . . wir setzten uns ums Klavier und sangen Weihnachtslieder. Zwischen den Liedern wurde eine Weihnachtsgeschichte gelesen und unsere Oberführerin sprach mit wenigen Worten all unsere Gedanken aus.

. . . dann suchte sich jede ihren Platz. Jedes Mädel hatte einen großen Kasten mit Nüssen, Äpfeln, Apfelsinen, Keksen, Schokolade und Bonbons. Dazu ein kleines Geschenk. Ich hatte ein Büchlein ‚Soldatenweihnacht', eine Flasche Likör und ein nettes Taschentuch.

Ach, und dann unsere größte Freude — die Päckchen von daheim. In den letzten Tagen hatten wir schon immer geschimpft, daß noch immer keine Weihnachtspäckchen aus der Heimat eintrafen, und nun lagen sie alle unter dem Weihnachtsbaum . . . Niemand war nun böse, daß sie bis Heiligabend zurückbehalten wurden . . .

Nach der Bescherung saßen wir wieder in trauter Runde und sangen . . .

Stille Nacht, heilige Nacht . . .

Und unsere Herzen wanderten dabei nach der Heimat!

Der Gedanke aber, daß wir, wie all die unzähligen Soldaten, draußen waren und trotz Festtagen und weh-

mütiger Stimmung unseren Dienst erfüllten, machte uns auch ein wenig stolz!" –

Trotz der Festtage unseren Dienst erfüllen?!

Ja, so war es!

„Heiligabend. – Weihnachtsfeier und Bescherung in unserer Unterkunft waren vorüber, die Weihnachtslieder verklungen. – Bevor es wieder zum Dienst ging, stiegen die Ursel und ich noch einmal hinauf in unser Stübchen, zündeten die Lichter unseres kleinen Bäumchens an und feierten ganz still zu zweien. Es war ganz weihnachtlich bei uns. Überall hatten wir Tannengrün in den Vasen, hinter den Bildern und wo sonst noch ein Eckchen freigeblieben war. Unsere Weihnachtsgeschenke hatten wir aufgebaut und dazwischen kleine Adventsleuchter. Unser kleines Radio spielte vertraute Weisen. In lieben Gedanken versunken lasen wir die Weihnachtsgrüsse und Briefe aus der Heimat.

21,30 Uhr. Schnell hinunter in die Halle. Der LKW war schon da, der uns zum Dienst in die Vermittlung bringen sollte. Schweigend ging die Fahrt durch die verschneiten Straßen. Jede war mit ihren Gedanken daheim. Und dennoch freuten wir uns, gerade heute Nachtdienst zu haben – sind wir doch im Dienst besonders mit der Heimat verbunden.

Am Ziel angelangt. Unsere Ausweise wurden von der Wache kontrolliert und wir stiegen hinunter in den ‚Bunker'.

Auf den Vermittlungsschränken stand ein kleines Lichterbäumchen, aber es blieb uns nicht viel Zeit zum

Umschauen. Es war reger Betrieb, die Lämpchen glühten wie am Lichterbaum, wir konnten garnicht alle Wünsche erfüllen. Auch heute am Heiligen Abend so viele Diensteifrige? — Nein — Alle wünschen Verbindung mit der Heimat. —

Mitternacht. — Da ging die Tür auf. Zuerst sahen wir nur einen brennenden Lichterbaum, dann kam der Weihnachtsmann und mit ihm Offiziere und Soldaten. Sie trugen Körbe mit Obst, Schokolade, Flaschen und Gläsern. Kein Wort brachten wir heraus vor Überraschung. Jedes Mädel bekam ein Gläschen hingestellt und es wurde eingeschenkt und wir stießen mit dem Weihnachtsmann und den Soldaten an. Dann wurden die übrigen schönen Sachen verteilt. Nur schade, wir hatten kaum Zeit, uns mit unserem überraschenden Besuch zu unterhalten, unserer anderer ‚Lichterbaum' ließ uns keine Ruhe. Die Lampen glühten nur so auf, wir konnten die Arbeit kaum schaffen. Die Zeit flog nur so dahin.

Wir hatten noch garnicht begriffen, von wem wir so schön beschert wurden, da war unser Weihnachtsmann und sein Gefolge schon wieder fort. Nachher hatten wir auch keine Zeit, uns den Kopf darüber zu zerbrechen, denn bis vier Uhr morgens kamen wir nicht zur Besinnung, dann erst flaute der Betrieb etwas ab.

Erst später erfuhren wir, daß wir diese Überraschung Soldaten verdankten, die dienstlich mit uns nichts zu tun hatten, die aber ganz von sich aus, nur um Weih-

nachtsfreude zu bereiten, zu uns kamen. Es waren Soldaten eines Wachregimentes. Wir werden ihnen diese Weihnacht nie vergessen!"

*

Mit diesem unvergeßlichen Erleben der ersten ‚Kriegsweihnacht' klingt das Jahr aus.

„Heute, am letzten Tage des Jahres, sollt auch Ihr noch einen Gruß erhalten. Ich habe es mir in meinem Zimmer ganz gemütlich gemacht. Zwei Kerzen brennen auf meinem Schreibtisch, eine Schale mit Leckerbissen steht vor mir, es sieht im großen und ganzen ganz so aus wie daheim. Und nun gehen meine Gedanken auf die weite Reise, zu Euch. Ich habe wieder so unendlich viel Gutes von Euch zu Weihnachten erfahren. Mutter hat alles mit so viel Liebe gepackt und Vater hat mir meinen Spruch geschrieben. Wie soll ich Euch dafür danken? Ich kann es nur durch meine Stärke, die ich hier draußen beweisen werde und muß und durch meine große starke Liebe zu Euch.

Nun geht es in ein Neues Jahr. Draußen regnet es in Strömen. Letztes Jahr schneite es. Es legte sich so ein feiner weißer Mantel über das Land und deckte alles Vorhergegangene zu, und auf dem glitzernden Schnee wurde ein neues Jahr begonnen. Wieviel Freude und Leid brachte uns dieses Jahr! Danach fragen wir nicht! Nein, wir wollen in die Zukunft blicken!

Man muß den Kopf oben behalten und sich nicht unterkriegen lassen. Das lernt man hier draußen und das ist auch gut so. Da kommt man später doppelt so gut durchs Leben, wenn einmal etwas schief geht, nicht wahr?

Ich bin der festen Überzeugung, daß es auch sein Gutes hatte, einmal Weihnachten wegzusein von daheim. Wenn uns auch allen die Tränen kamen und selbst die Soldaten von nebenan weich wurden. Aber dann, als eine Träne auf meine Bluse tropfte und ich den Hoheitsadler auf meiner Brust sah, da war ich wieder stolz und froh.

Das neue Jahr! Was wird es uns bringen? Den Frieden? Kein Mensch weiß es, und doch sind wir alle zuversichtlich! Wir haben doch eine schöne Heimat, ein mächtiges Vaterland. Es lohnt sich, dafür Opfer zu bringen. Wir wissen ja, daß es nicht umsonst ist. Oh, ich bin so froh, daß ich auch einen kleinen Teil zum Siege beitragen kann.

Ich werde auch meine Aufgabe bis zum letzten erfüllen, denn ich glaube an Deutschlands große Zukunft. Mit diesem festen Willen trete ich nun hier in der Fremde in ein neues Jahr . . .“

„Über unseren Dienst ist viel berichtet und geschrieben worden. Nach der Verschwiegenheit der ersten Zeit tauchten dann in allen möglichen Zeitschriften Bilder und Berichte auf; auch das hat sich gelegt, mit der Zeit wird alles selbstverständlich. Inzwischen ist aus den Vertreterinnen der verschiedensten Berufe eine starke Einheit gewandter Fernsprecherinnen und -schreiberinnen geworden, als hätten wir uns überhaupt nie mit anderen Dingen als mit Klappenschränken und Fernschreibgeräten beschäftigt. Man macht es sich kaum klar, daß man damit zu seinem eigenen Beruf gleichsam einen zweiten, durchaus qualifizierten, hinzugelernt hat.

Vielleicht kann dies in der Heimat nur der ermessen, der selbst die Schwierigkeiten eines Berufswechselns erlebt hat oder die Wandlung vom Zivilmenschen zum einsatzfähigen Soldaten erlebte. Und das letztere ist ja auch hier für uns in einer besonderen Art das Entscheidende! Mit dieser neuen Lebensaufgabe ist es uns nicht nur vergönnt, unseren bescheidenen Beitrag zum Siege Deutschlands auf einem exponierten Posten zu leisten, wir haben sogar noch das Glück, nicht nur von unserer ‚Arbeitsstelle', sondern von unserem ‚Einsatzort' sprechen zu können.

Und nicht nur von einem Einsatzort, sondern auch von einem Einsatz l a n d."

Aus Holland und Belgien, aus Frankreich und Dänemark und aus Norwegen bringt die Feldpost Botschaft und Gruß der Nachrichtenhelferinnen in die Heimat.

Und überall ist es das gleiche Erleben, das den inneren Gehalt der Briefe bestimmt.

Die Arbeit und der Dienst – die Kameradschaft – und die Fremde.

„Die Arbeit hier in Oslo macht mir wirklich viel Freude, liebe Mutter. Wir haben mit unserer Dienststelle viel Glück gehabt, – die Einheit ist nicht gerade klein – folglich ist der Dienst auch sehr interessant. Die innere Anteilnahme an der Arbeit ist ja so wichtig, weil man sonst nicht befriedigt ist.

Mit den Soldaten unserer Dienststelle haben wir uns auch ganz gut eingearbeitet. Erst waren sie ja ein wenig mißtrauisch. Sie trauten uns vor allem nicht das Geringste an Arbeitsleistung zu. Ich hoffe aber doch, daß es uns gelungen ist, sie vom Gegenteil zu überzeugen oder es wird uns doch auf die Dauer gelingen.

Das Verhältnis zu den anderen Mädels ist ein recht gutes. Es muß ja auch so sein, weil wir hier im besetzten Gebiet viel mehr aufeinander angewiesen sind. Mit einigen versteht man sich besonders gut, was allerdings nicht ausschließt, daß es ab und zu einen handfesten Krach gibt. Es wäre ja unnatürlich, wenn das nicht wäre, so ein Gewitter ist sehr wohltuend und erfrischend.

Das Zusammenleben mit so vielen Mädels erzieht aber auch einige von uns recht gut auf seine Art. Oft muß man sich zusammennehmen und schweigen, damit das gute

Einvernehmen nicht gestört wird. Kameradschaft muß groß geschrieben werden. Es gibt genug äußere Dinge, mit denen sich ein Mädel im fremden Land auseinanderzusetzen hat, da brauchen wir den Halt untereinander . . .“

„Vom ersten Gang in die Stadt waren wir etwas enttäuscht. Das Stadtbild von Oslo ist nicht sehr schön. Es gibt keine schönen alten Gebäude und auch keine stilvollen Neubauten. – Mit einigen Ausnahmen natürlich.

Ist man aber länger hier, gewinnt das Ganze durch sein Leben und Treiben, durch seine Menschen und ihre Lebensgewohnheiten. Verschönt wird das Straßenbild entschieden durch die Frauen hier. Die Osloerin zeichnet sich nicht gerade durch allzugroße Liebenswürdigkeit uns Deutschen gegenüber aus, aber man muß es ihr lassen, die schönen hochgewachsenen Frauen bewegen sich mit Anmut.

Schön, wunderschön ist die Umgebung von Oslo – die Höhenzüge, die die Stadt im Halbkreis umschließen und dann der Fjord! Wenn man mit der Bahn zum Frogen-Setteren hinauffährt, hat man einen weitenBlick.

Auf der andere Seite liegt der Ekkeberg. Der Ekkeberg, der für die Deutschen hier geheiligter Heimatboden ist.

Hoch über der eroberten Landeshauptstadt liegt der deutsche Ehrenfriedhof. Die vielen, vielen schlichten Ehrenkreuze schauen hinaus auf den glasklaren, blauen Fjord. Viele der Kreuze tragen die Inschrift ‚Kreuzer Blücher‘, der hier im Oslofjord gesunken ist. Viele

junge Hoffnungen sind hier begraben, aber wenn die Angehörigen wüßten, wie schön ihre Gefallenen hier ruhen, sie würden dankbar sein. Es ist etwas eigenes um so einen Heldenfriedhof auf fremder Erde. Man wird ganz still davor und wissend . . .“

So aus Oslo!

Und so aus Kopenhagen!

„Im Nachtdienst gegen 4 Uhr morgens.

Schon sehr lange ließ ich Dich wieder auf einen Gruß aus dem Norden warten. Eher bin ich nun nicht dazu gekommen, den Brief an Dich zu beenden. Bei uns ist jetzt im Dienst meist Hochbetrieb.

Heute Nacht ist es erstaunlich ruhig, — trotz des herrlichen Mondscheins. Es ist taghell, wenn ich aus den riesigen Fenstern des Vesterport auf das Zentrum von Kopenhagen schaue. Die Tommys bleiben heute, so scheint es, aus. Sonst nehmen sie uns oft die freie Zeit im Nachtdienst, denn wenn vom Fluko die ersten Einflüge gemeldet werden, dann gibt es Arbeit an den Klappenschränken.

Ich bin nun für wenige Tage allein; meine liebe Kameradin, ein gutes Mädel, mit dem ich mich so ganz verstehe, ist mit unserer Führerin dienstlich nach Deutschland gefahren.

In der vergangenen Nacht, bevor sie abfuhr, haben wir noch lange in unseren Betten wach gelegen. Rike erzählte mir von ihrer ostpreußischen Heimat und aus den Baltenländern, die sie alle kennt; von ihrer 21jährigen Schwester, die in Warschau arbeitet, oder von ihren

Brüdern Horst und Hans-Ulrich. Der eine ist U-Bootmann und hat von der letzten Feindfahrt zurückkehrend das EK und das goldene U-Bootabzeichen bekommen... Ihr Vater ist ϟϟ-Führer und auch an der Front.

An alle mußte sie denken in dieser Nacht vor der Fahrt nach Deutschland und daran, wie es dann sein wird, wenn sie alle einmal heimkehren.

Ich hörte gern zu und war selbst ganz dem Norden entrückt und der Heimat nahe. Ich dachte auch, so, wie es ihr jetzt geht, wird es auch Dir einmal sein, wenn Du den Koffer gepackt hast zur Fahrt nach Deutschland, in den Urlaub ..."

*

Heimaturlaub!

Nur wer selbst einmal lange Zeit draußen im Einsatz war, weiß um die Gedanken und Empfindungen, die einen bewegen, wenn diese Hoffnung, diese Möglichkeit näher und näher rückt. Heimaturlaub! Wochen vorher schon klingt dies einmalige Wort in den Briefen auf.

Und immer ist es nicht nur der Gedanke an Erholung und Entspannung, der den Heimaturlaub so wertvoll macht. Manchmal ist es auch die Gewißheit, während der bevorstehenden Tage daheim, wo durch den eigenen Weggang doppelte Lasten auf den Schultern ruhen, mithelfen, erleichtern zu können.

„... o, ich weiß sehr wohl, liebe Schwester, wie Du Dich allein jetzt plagen mußt mit unserem Geschäft. Wenn ich daran denke, fühle ich manchmal einen gros-

sen Vorwurf in mir, daß ich so weit weggegangen bin. Aber es war ja nicht allein m e i n Drang, sondern auch schicksalhafte Bestimmung, an dieser höheren Aufgabe mitzuwirken.

Es wird aber garnicht mehr so lange dauern, dann komme ich auf Urlaub und helfe Dir . . .“

Und dann ist es mit einem Male soweit. Der letzte Brief nach der Heimat wurde schon vor Tagen geschrieben. Groß und glücklich stand darunter:

Weiteres mündlich!

Ein Jauchzen und Jubeln lag in diesen beiden schlichten und doch so bedeutsamen Worten. Und Jauchzen und Jubeln oder auch stille ergriffene Freude haben sie daheim ausgelöst.

Weiteres mündlich!

So brechen dann eines Tages die Briefe aus der Fremde ab . . .

*

Kurze Zeit nur dauert das briefliche Schweigen zwischen daheim und draußen. Unabänderlich ist sie auf dem Kriegsurlabsschein festgelegt und bemessen. Und eines Tages heißt es dann:

„. . . nun bin ich wieder hier, wenn auch noch nicht ganz, denn meine Gedanken sind noch immer daheim. Die Tage waren zu schön, als daß ich mich so schnell davon lösen könnte. Die liebe, alte, vertraute Umgebung war erst fast neu, wie ein Geschenk, um sich dann wieder so ganz darin geborgen zu fühlen.

Jetzt wo ich wieder im Dienst bin und das Gerassel der Maschinen höre, da erscheint mir all das Gewesene wie ein schöner Traum.

Und wieviel schöne Stunden liegen doch dazwischen. Angefangen morgens beim Aufwachen in meinem Bettchen, in meinem Zimmer, ganz allein für mich, ungebunden an Zeit und Dienst, dann ein Plätscherstündchen im Badezimmer und weiter all das Schöne des Tages, endend mit einem gemütlichen Abend beim gedämpften Lampenschein und Musik mit Euch, Ihr lieben Eltern. Wie tief und dankbar ich das alles empfunden habe, das kann ich kaum in Worte kleiden. Es ist auch nicht nötig, denn ich weiß, Ihr habt es gefühlt.

Dir, lieber Vater, danke ich nochmals von Herzen für die schönen stärkenden und befreienden Tage, die ich in der Winterluft und auf den Brettern verleben durfte. Es war einzig schön!"

„So wie auf der Hinfahrt der Urlaub schon beginnt, wenn der Zug anrollt, so ist es auch umgekehrt. Wenn man sich dann auf der Fahrt mit den Soldaten und Offizieren nett und froh unterhält, ist man schon wieder halb in dem alten Soldatenleben drin.

Neben mir saß ein alter, knorriger Krieger, noch aus dem vorigen Kriege, dem es Freude machte, wo er nur konnte, ‚einer jungen Kameradin', wie er sagte, behilflich zu sein . . .

Um 1 Uhr steckte dann jeder seinen Kopf unter den Mantel, kuschelte sich in eine Ecke und schlief, so gut es ging. Als ich um 7 Uhr bei einem herrlichen Son-

nenaufgang erwachte, waren wir bereits im ehemals feindlichen Land, in Maastricht. –

Der Zug traf hier ganz pünktlich ein. Ursel war nicht an der Bahn, da sie gerade meinen Brief bekommen hatte, daß ich erst später käme.

So zog ich dann mit zwei jungen Offizieren aus unserem Abteil los, die mir beim Kofferschleppen und Ein- und Aussteigen in die Straßenbahn halfen.

Als ich hier wieder ankam, merkte ich, wie sehr ich mich doch schon hier eingelebt hatte. Jede Straße ist einem bekannt und vertraut. Unsere Zimmertür zierte ein ‚Herzlich-Willkommen'-Schild und Ursel empfing mich mit einem schönen Nelkenstrauß im Namen unserer Stube. Die sind hier inzwischen direkt vornehm geworden. Unsere Stube hat eine schöne lichte Tapete erhalten und sieht jetzt viel wohnlicher aus . . ."

„Meine lieben Eltern! Der Empfang auf unserer Stube war ja so herzlich! Kameradinnen, die vom Nachtdienst noch schliefen, wachten auf und alle baten: erzähl' uns von daheim.

Und als ich dieses Bitten hörte, da war mir wieder voll bewußt, warum wir hier in der Fremde sind und welche hohe Aufgabe es ist, die uns hierher führte. In diesem Bewußtsein begann ich zu berichten, zu erzählen, von großen und kleinen Dingen, von allem, was ich sah und erlebte. Und was mich dann auch wieder ohne Bitterkeit, ohne Schwäche hinausziehen ließ – einfach: von daheim!" –

Nicht nur beim Urlaub in der Heimat finden die deutschen Mädels in fremdem Land Erholung und Kraft für die Tage und Wochen des ernsten Dienstes, auch draussen. Frohe Fahrten ans Meer, glückliche Tage in von der Wehrmacht eigens geschaffenen Erholungsheimen für die Nachrichtenhelferinnen und Besuche bedeutsamer Kulturstätten wechseln einander ab.

Und auch hier sind es nicht Reisen und ‚Besichtigungen' satter Vergnügungssüchtiger oder Globetrotter, sondern Fahrten in sinnvoll-schöner Gemeinschaft.

„Wir wollten Reims sehen, die Geburtsstätte der deutschen Gotik, diese Stadt, um die schon im Weltkrieg von uns Deutschen heftig gerungen wurde und um deren Beschießung durch deutsche Artillerie willen eine ganze Welt sich gegen die ‚Barbaren' empörte. Vier Stunden fuhr der Zug, über zerschossene Brücken, vorbei an völlig zerstörten Bunkern, kein Telegraphenmast stand mehr aufrecht längs der Bahnlinie, die Notleitungen hingen tief in den Bäumen. Und der Wald war verwahrlost, als sei seit dem Weltkrieg nichts mehr zu seiner Pflege getan worden; versumpftes Unterholz, dichtes lianenhaftes Gestrüpp, unregulierte Bachläufe, überall der sichtbare Aussatz des Waldes, die Mistel. Kaum ein bebautes Stück Land in der Nähe armseliger Gehöfte und ab und zu ein paar frische Soldatengräber. Ein ernstes Stück Erde.

Und nun plötzlich die Ankunft in einer sauberen, hellen freundlichen Stadt, die mit ihren geraden, gefegten Straßen eher einen deutschen als einen französischen Eindruck machte. Auch die Häuser schienen etwas Persönliches an sich zu haben, jedenfalls waren sie gut instand gehalten und machten im großen und ganzen den Eindruck einer gewissen Wohlhabenheit. Wir waren ehrlich erstaunt, denn das hatten wir nicht erwartet.

Eine schöne, breite Straße, in deren Mitte sich eine Grünanlage hinzog, marschierten wir entlang. Vor uns erhob sich die Kathedrale, das heißt die beiden mächtigen Türme waren zu einem einzigen mächtigen Turm verschmolzen im Profil. Als wir näher kamen, konnten wir die Spuren eines heftigen Geschoßhagels noch erkennen, auch Brandspuren waren zu sehen. Der Unterbau mit den Riesenportalen war gründlich mit Sandsäcken verbarrikadiert und man konnte nur innerhalb dieser Sandsackmauer, ganz dicht davorstehend, die einzelnen Figuren sich näher betrachten.

Wir versammelten uns vor dem Bauwerk, ließen seine riesenhaften Ausmaße von etwas weiter auf uns wirken und dabei erklärte eine Kameradin kurz einiges über die Baugeschichte.

Wir bewunderten die ungeheuere Kleinarbeit, mit der ein französischer Architekt und Kunsthistoriker nach 1918 in zwanzigjähriger Arbeit die Fassade mit ihrem reichen figürlichen Schmuck wiederhergestellt hat.

Doch noch mehr überwältigte uns geradezu die künst-

lerische Vollendung und Ausführung, mit der die alten Handwerksmeister des 12. und 13. Jahrhunderts in ihren Heiligen und Teufeln, ihrer Blumen- und Tierornamentik Kunstwerke von unvergänglicher Schönheit geschaffen haben.

Wir machten uns klar, daß diese von Gott erfüllten Menschen an das gewaltige Unternehmen ohne irgendeine technische Vorbildung herangingen, sie türmten Stein auf Stein, versuchten die Erdenschwere zu überwinden und plötzlich war das Kreuzgerippe aus dem Nichts emporgewachsen.

Erst unseren deutschen Baumeistern und Maurern war es vorbehalten, beim Studium in den Reimser Bauhütten, die technischen Unterlagen zu schaffen für den Bau der deutschen Kirchen, wie beispielsweise des Kölner Domes oder des Straßburger Münsters.

Warum eigentlich die Türme der französischen gotischen Kathedrale stumpf seien? fragte eine Kameradin. Wir glaubten die Auflösung in der Erklärung eines deutschen Schriftstellers und guten Kenners Frankreichs gefunden zu haben, der da sagt: der Franzose gäbe sich mit der vollendeten Ausgestaltung des Raumes zufrieden; wenn ihm dies gelungen sei, so habe die Überwindung der Höhe und damit das für unseren deutschen Kirchenbau Bezeichnendste keinen Zweck mehr für ihn.

Im Inneren waren wir ergriffen von der großzügigen Raumgestaltung, die wir in dieser unerhörten Wucht noch nie erlebt hatten.

Klar und schön und friedvoll erschien uns die Atmosphäre, und der Ausdruck des lachenden Engels paßte so recht dazu: le beau sourie de Reims. Es war der Engel der glücklichsten Zeit Frankreichs, unter Ludwig dem Heiligen.

In der Stadt beschauten wir uns dann die Reste der ersten römischen Siedler, die Thermen, die alte Pforte des Mars, danach das Haus der Johanna von Orléans, in dem sie gewohnt hatte, als sie zur Krönung Karls IV. nach Reims gekommen war. Inmitten des rechtwinklig angelegten Rathausplatzes sahen wir den ‚Wohltäter' Louis XV., der viel für die Stadt und ihren Wein getan hat.

Natürlich war es, daß wir in der Stadt des Sekts uns auch nach dessen sprudelnden Quellen umsahen und sie dann auch nach langem sonnigen Marsch in den „Caves Pommery" fanden. Durch die 35 m unter dem Erdboden liegenden Gänge (die Keller sind in einem ehemaligen römischen Kreidesteinbruch angelegt) ließen wir uns führen und sahen dort unten emsige Menschen bei der Arbeit, die Flaschen umzufüllen, die notwendige Menge Kohlensäure dazuzugeben; in langen Reihen lagen auf großen Gestellen hunderte und tausende von Flaschen. Die Gänge hatten Namen wie Straßen, denn sonst hätte man sich unweigerlich in diesem Labyrinth verlaufen. An der Oberwelt schauten wir den flinken Frauen zu, die die Flaschen mit Etiketts versahen und dann in Papier wickelten. Das ging so schnell, als ständen sie am laufenden Band.

Nachdem uns während dieser ganzen unterirdischen Wanderung der süßliche Geruch des moussierenden Weines verlockend in die Nase gestiegen war und wir außerdem vom heißen Wandern reichlich nach etwas Feuchtem lechzten, begrüßten wir es mit Freuden, als man uns im Anschluß an die Führung in einen großen kühlen Raum bat und uns dort an einer langen Tafel köstlichen Sekt einschenkte.

Danach mußte natürlich ein Gruppenbild in fröhlicher Stimmung gemacht werden. Von der Pommery-Anlage, die wie eine Burg auf dem Hügel neben der Stadt liegt, zogen wir hochbefriedigt wieder von dannen und jeder genoß den Rest des Nachmittags auf seine Weise, sei es, daß man sich noch ein Weilchen in den hübschen Pommery-Anlagen nahebei aufhielt und von dort Sonne, Grün und einen wundervollen Ausblick über die Stadt genoß oder es einen mehr zu den materiellen Genüssen lockte und man in einem der kleinen Cafés an der ‚Place d'Erlon', dem Boulevard von Reims, einen Kaffee nahm oder aber man nochmals, wie magisch angezogen von dem großartigen Bauwerk, seine Schönheit in Einsamkeit auf sich wirken ließ wie einer, der eifersüchtig mit sich und seinen liebsten Gedanken und Betrachtungen alleingelassen sein will. Winzig klein stand man vor der Erhabenen, und die warme Nachmittagssonne ließ ihre Strahlen wie liebkosend über das ruhige Gelb des Sandsteins spielen. Eine jede von uns verspürte die unnennbare Größe..."

*

„Daß die Sonne schien, war eigentlich selbstverständlich, zumindest suchten wir das mit dem altbekannten Spruch zu beweisen: ‚Wenn Engel reisen, lacht der Himmel!‘ Sie schien leuchtend und kräftig und wir waren fröhlich und guter Dinge.

Es ist eine liebliche Gegend, das Seinetal mit seinen vielen Windungen und Altwässern im ersten Morgenlicht, noch ganz zart die Farben des beginnenden Frühlings. Es war unsere erste Fahrt durch diesen Teil Frankreichs, durch den noch vor dreiviertel Jahren kämpfende deutsche Truppen zogen.

Hie und da sahen wir noch Spuren des Kampfes: einige völlig zerschossene Panzer standen verstreut auf einer Wiese, das schwarze Loch eines gestürmten Bunkers, der die Bahnlinie beherrschen sollte, gähnte uns an, in einem Fabrikhof waren gesammelte Flugzeugrümpfe aufgestapelt. Beim Betrachten dieser Zeugen eines geschlagenen Heeres erfüllte uns ein unbeschreiblich stolzes Bewußtsein: daß wir hier friedlich fahren und uns all dieses ansehen können, mitten im Feindesland.

Und dann kam Rouen. Nach einer Biegung des Tales lag es vor uns ausgebreitet, vom Morgennebel silbern eingehüllt, nicht die Konturen scharf abgezeichnet, sondern weich verschwimmend, wie ein lebendiges Wesen hingelagert an den Strom.

In Rouen selbst kamen wir aus dem Betrachten garnicht heraus.

Auf Schritt und Tritt begleitete uns die Erinnerung an die Jungfrau von Orléans, deren Sieges- und Lei-

densweg hier sein Ende fand. Ehrfürchtig standen wir vor dem Stein, der die Stelle auf dem ‚Vieux Marché‘ kennzeichnet, auf der sie am 29. Mai 1431 den Flammentod erlitt. Den ganzen Weg ihres Schicksalendes sind wir gegangen: vom Zwingturm, dem Rest des ehemaligen Königspalastes von Philipp August aus dem Jahre 1207, in dem sie eingekerkert war und mit der Folter bedroht wurde; über die Kathedrale – dies bizarre Bauwerk mit den drei verschiedenen Türmen und der Riesenfassade –, in der das Urteil gegen sie gefällt wurde; zum Marktplatz, wo sich das Schauspiel ihrer Hinrichtung vor den Augen des ganzes Volkes abspielte.

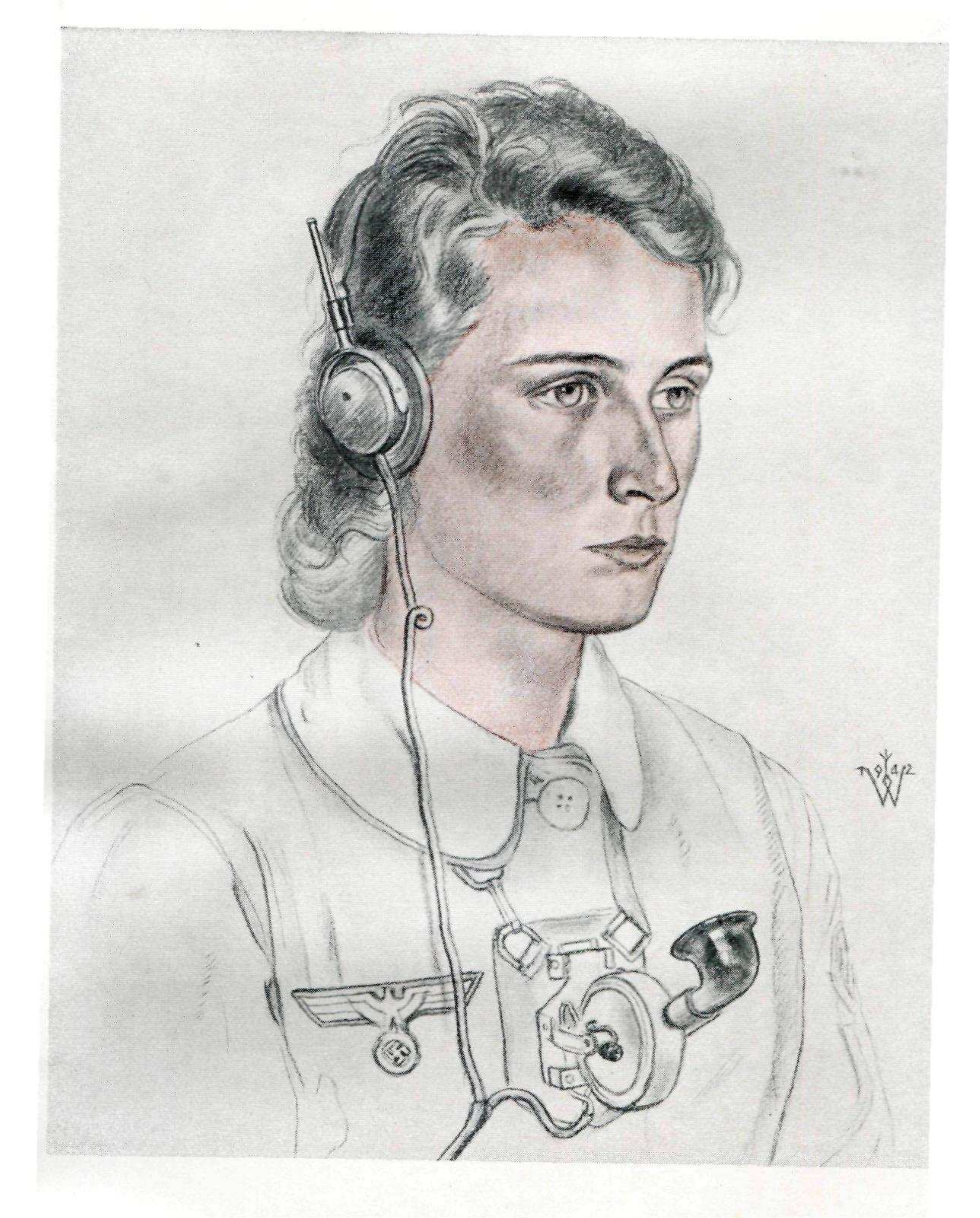
Wenn man auf die den Platz umgebenden Fachwerkhäuser mit ihren windschiefen blauen Dächern und dem reichverzierten Schnitzwerk schaut, auf die alten Fisch- und Gemüsehallen, in denen sich genau wie seit vielen hundert Jahren das geschäftige Treiben eines reichen Umschlag- und Handelsplatzes abwickelt, so könnte man fast meinen, es habe sich seit Johannas Zeiten nicht das Geringste geändert. Auch die Menschen könnten jener Zeit entstammen, es riecht noch immer so nach Fisch und Hafen in den engen Gassen, wie es schon Flaubert in seinem Roman ‚Madame Bovary‘ erzählte, und selbst der Blumenstand unter der großen Renaissanceuhr, in der Ecke neben dem Torbogen, der die Hauptstraße überwölbt, scheint ein Stück dieser alten ehrwürdigen Zeit geworden zu sein, so gehört dieses kleine Farbwunder zu dem verwitterten grauen Stein.

Im Ehrenhof des wundervollen Justizpalastes, jenes einzigartigen Bauwerks im Stil der französischen Gotik, in dem früher das Parlament der Normandie seinen Sitz hatte, stehen wir fast beklommen.

Es ist Mittag, die Sonne scheint hell auf die vielen Zacken, Türmchen und Spitzen und die große Freitreppe, still ist es um uns – die Bürger von Rouen sitzen wohl fast alle beim Mittagessen – kurz, wir haben die Empfindung, als seien wir plötzlich in ein anderes Jahrhundert versetzt und es würde uns keineswegs wundern, wenn plötzlich Ritter und vornehme Bürger aus den breiten Portalen geschritten kämen oder der Herzog der Normandie, vielleicht Richard Löwenherz selbst, zu Pferde in den großen Hof sprengte.

Nicht nur mir ging es so, alle Kameradinnen standen ganz stark unter dem Zauber dieser Stätte, wie bisher in noch keiner anderen Stadt. Mag sein, daß sie ihren Charakter besonders bewahrt hat – durch das ganz zähe Festhalten der Bevölkerung an alten Sitten. So erlebten wir einmal in der Kathedrale das Fest des Kinderkreuzzuges, bei dem die kleinen Buben und Mädel, in weiße Gewänder gehüllt und das Kreuz auf der Stirnbinde, einen Umzug mit Kerzen durch das Kirchenschiff veranstalteten und darauf noch durch die ganze Stadt zogen.

Auch das 19. Jahrhundert und die neuere Zeit haben nicht vermocht, den Eindruck einer wohlhabenden Bürgerstadt und das Typische einer Hafenstadt zu zerstören, weil schon rein platzmäßig die Anlage von Fabriken auf der rechten Seineseite unmöglich war



Handwerkerstochter aus dem Osten

und somit ein völlig neues Industrieviertel auf dem linken Seineufer entstand.

Es freut mich immer, wenn ich merke, daß sich die Kameradinnen über solche Dinge klar werden und sie bewußt erleben. Je mehr sie gesehen haben, desto größer sind für sie die Vergleichsmöglichkeiten. Kameradinnen, die mit mir nach Reims fuhren und schon Rouen kannten, haben sofort erklärt, daß doch ein ziemlicher Unterschied gerade zwischen diesen beiden Städten bestehe und daß ihnen Reims mit seinen sauberen breiten Straßen fast schon einen deutschen Eindruck mache. (Bei Reims wäre immerhin zu bemerken, daß es nach dem Weltkriege beinahe völlig neu aufgebaut wurde, da es so stark durch die Beschießung gelitten hatte.) Sie sind sich also dieses grundlegenden Unterschiedes im Stadtbild sofort bewußt geworden.

Jedesmal, wenn wir in einer Stadt am Denkmal der Jeanne d'Arc vorbeikommen — und jede französische Stadt, die etwas auf sich hält, besitzt neben dem Rathaus im Stil der Chambre des Désputés auch ein Denkmal der Jungfrau — erinnern sich alle gleich an Rouen. ‚Nicht wahr? Sie wurde doch später in Rouen in dem Turm mit dem lustigen spitzen Dach gefangen gehalten und dort auch verbrannt?' heißt es dann und das Interesse für ihre Geschichte wird wieder wach.

Erstaunlicherweise haften oft die kleinen Einzelheiten besser als die großen Umrisse, so zum Beispiel die ausschmückende Erzählung vom Tode Johannas; daß nämlich ihre Asche vom Bischof in einer feierlichen

Handlung von der Seinebrücke in alle Winde gestreut worden sei und man deshalb im Jahre 1918 bei ihrer Heiligsprechung von eben jener Seinebrücke weiße Lilien ins Wasser geworfen habe. Die Lilie überhaupt erinnert immer wieder an die Bourbonen-Könige und Jeanne d'Arc. Die Kameradinnen bemerken sie auf dem Lilienbanner der Jungfrau, auf dem Dach der Kathedrale in Reims als golden leuchtenden Kamm, oder auf dem Steinfußboden der Schlösser.

Besonders freut es mich, wenn dann beim Betrachten eines Bauwerkes Stimmen aus dem Kreise laut werden: ‚Ist das nicht ganz ähnlich wie in Chartres, genau solch schlanke Türme?' oder: ‚Der Place Royale in Reims hat doch eigentlich eine gewisse Verwandschaft mit dem Schloß in Compiègne' . . ."

*

„Ja, Compiègne! Davon muß ich auch noch berichten. Das war wohl unser stärkstes Erlebnis auf unseren Fahrten durch Frankreich.

Durch das Oise-Tal führte uns der D-Zug Paris-Brüssel-Amsterdam. Wir saßen im Speisewagen und ließen uns ein köstliches Frühstück aus holländischer Butter und echten Spiegeleiern auf Speck nach Herzenslust gutschmecken.

Von Zeit zu Zeit blickten wir aus dem Fenster auf das liebliche Wiesental, das mit seinen sanftgeschwungenen Hügeln und dem hellgrünen Mischwald stark an

eine innerdeutsche Landschaft, zum Beispiel Thüringen, erinnerte. Wie sehr um diesen Fluß nicht nur im letzten Kriege, sondern auch in diesem gerungen wurde, zeigten uns die völlig zerstörten Brücken, über die unser Zug langsam dahinkroch, ein Bunkerloch, gut getarnt im Grün des Gestrüpps oder ein paar einsame Soldatengräber, auf deren einfachen Kreuzen als einziger Schmuck der Stahlhelm hing.

Diese Anzeichen des Kampfes brachten uns zum Bewußtsein, wohin wir fuhren: zur Stätte Deutschlands Heldentum und Kampf, der Niederzwingung des Unbesiegten, des Ausgangs- und Angelpunkts ungerechten Leidens.

Innerlich aufgeschlossen betraten wir diesen Boden und wie um unsere Gedanken in dieser Richtung festzubannen, zeigten sich gleich beim Eintritt in die Stadt wilde Trümmerhaufen von zerschossenen Häusern, zwischen denen neues Leben sich bereits wieder breitgemacht hatte.

Besonders eigenartig und wie eine Ironie des Lebens wirkte das ‚Café à la dernière minute', in dessen Erdgeschoß schon wieder lebendiges Treiben angekommener Händler und abreisender Gäste herrschte, die in ‚der letzten Minute' noch ihren Appéritif zu sich nehmen mußten, während statt des ersten Stockwerks vollkommen verbogene Eisenstangen des ehemaligen Hausgerüstes ihre rostigen Arme zum Himmel reckten und ein Plakat an einem Fensterkreuz im Winde flatterte. Das Dach schien ein Opfer des Krieges ge-

worden zu sein, selbst der Dachstuhl hatte daran glauben müssen.

Durch diese Trümmerfelder schritten wir, hinüber über die von unseren Pionieren wieder hergestellte Brücke und durch den an und für sich recht sauberen Ort, in dem man an allen Ecken und Enden die braunen Jungens vom Arbeitsdienst mit Aufräumungsarbeiten beschäftigt sah.

Wuchtig wirkte das Rathaus, das vom Kriege verschont geblieben war und wie ein unverwundeter Riese neben den Leichen seiner gefallenen Kameraden stand. Vor allem der Gegensatz gestaltete das Bild noch trostloser.

Auf dem Weg zum großen von Napoleon I. ausgebauten Schloß stieß eine Kameradin mit dem Fuß an einen Gegenstand, der klingend davonsprang. Als sie sich bückte, ihn aufzuheben, sah sie, daß es eine leere Messingpatronenhülse war. So etwas konnte einem noch überall widerfahren.

Nach eingehenden Erkundigungen zogen wir durch den frischen grünen Wald auf der Straße nach Soissons und dann nach la Francport unseres Weges. Das eigentümliche Gefühl wurde man nicht los, daß man hier auf einer Straße ging, wo noch im Vorjahre unsere Soldaten mit den Waffen marschiert sind.

Rechts und links von der Landstraße sah man im Dickicht versteckte Leitungsdrähte, notdürftig ausgeworfene Gräben, kurze Masten und was sonst noch an eine rege Nachrichtentätigkeit erinnert.

Das waren Spuren von uns Deutschen. Von den Franzosen sahen wir Laufgräben auf der Uferseite der Aisne, die sich parallel zum Flüßchen wohl fast 5 km entlang zogen, richtig mit Stacheldraht versperrt, mit Sandsäcken verbarrikadiert, leichte MG.-Nester, die ohne Zweifel die Aufgabe hatten, die gegenüberliegende Straße zu dem hübschen Landsitz ‚Le Francport' zu bestreichen.

Ein seltsames Gefühl ergriff uns, als wir plötzlich, eigentlich völlig unerwartet, auf dem ‚Carrefour de l'armistice' standen, der nackt und kahl, wie ein umgepflügtes Feld, dalag, nichts mehr vom einstigen Triumpf ahnen ließ. Mit Mühe konnten wir im Boden die Schienenrillen erkennen, auf denen der doch so berühmte Wagen gestanden hatte und selbst den Platz des Denkmals von Deutschlands Schande und Schmach mußten wir suchen und nur ein paar versprengte Steinstückchen ließen uns annehmen: hier muß es gewesen sein.

Einsam sah auf dieses wie in der Flucht verlassene Feld einstigen maßlosen ‚Sieges' und scheinbarer Größe der Maréchal Foch herab.

Wir streiften durchs Gebüsch, um festzustellen, an welcher Stelle sich das Zelt des Führers bei den vorjährigen Beratungen wohl befunden habe. Mit völlig widersprechenden Ergebnissen kehrten die einzelnen ‚Spähtrupps' nach einiger Zeit wieder, die einen hatten einen Fetzen Tuch als untrüglichen Beweis eines gewesenen Zeltes in der Hand, die anderen behaupteten

von einem geglätteten Zweigende, daß es ein Stück einer Zeltstange sei.

Auf dem Rückweg entlang dem Ufer der Aisne etwa 3 km zurück nach Compiègne wurde mehr über Weltkriegspolitik und die politischen und kriegerischen Ereignisse unserer Tage gesprochen als auf dem Hinweg, wo wir noch singend und völlig in froher Erwartung dahingezogen waren.

Jetzt war etwas in uns wach geworden, angerührt durch die Erinnerung an Erzählungen unserer Väter, mögen sie dabeigewesen sein oder nicht.

Fast eine jede wußte ein Weltkriegserlebnis zu berichten oder eine junge Heldentat eines Bruders oder Bräutigams. Und von diesen Einzelschicksalen kamen wir auf das große Kriegsgeschehen zu sprechen. Schön war's und es erfüllte uns auch mit Stolz.

Nach einem langen Marsch kamen wir dann wieder in die Stadt zurück und stärkten uns erst einmal im Soldatenheim.

Nachmittags besichtigten wir das eigenartig im Dreieck angelegte, sehr großzügig gebaute Schloß, den Lieblingsaufenthalt Napoleons III. Wir hatten nicht angenommen, so viel Interessantes und Sehenswertes darin vorzufinden. Räume aus der Zeit Napoleons I. und der Kaiserin Marie-Louise, der zu Ehren man versucht hatte, den Park ‚à la Schönbrunn' umzugestalten; Räume mit Möbeln der Zeit Napoleons III. und vor allem das Museum der Touristik. Eine schöne geschlossene Sammlung aller Fahrzeuge, ihre Entwick-

lung, einzelne Prachtstücke, wie die große Staatskalesche des Präsidenten, diejenige der deutschen Botschaft, alte niederländische Schlitten und gar der große Luxus-Eisenbahnwagen Napoleons und Eugénies mit Waschraum und Chaiselongues, die sich in Betten verwandeln lassen. Ein vollständiger Überblick über die Entwicklung der Fahrzeuge in zwei Jahrtausenden fast.

Der Krieg in seinen Auswirkungen, seien es sichtbare oder unsichtbare, ließ uns nicht mehr los. Wir erfuhren, daß der deutsche Generalstab schon im September 1914 im Schloß von Compiègne gelegen hat, nachdem er bereits bis Chantilly Anfang desselben Monats vorgerückt gewesen war.

Wie es kam, daß wir Lieder sangen auf der Heimfahrt? Eigentlich ganz von selbst. Nicht laute oder besonders heitere, der Deutsche hat so viele schöne, schwermütige Weisen, die er singt, wenn ihm ‚besonders' ums Herz ist. Schöne Abendlieder sangen wir und auch wohl ein Soldatenlied oder ein Marschlied aus der Kampfzeit. Und dabei sahen wir zum Fenster hinaus wie bei der Hinfahrt, aber noch mehr als da berührte uns das und erfüllte unsere Herzen mit Sehnsucht nach der Heimat . . .“

*

„. . . und dann, Mutter, wenige Tage nach dem Erlebnis in Compiègne, war ich mit Irmgard auf einem Heldenfriedhof.

Die Gräber waren wunderbar hergerichtet und überall lagen frische Blumen.

Wir haben einen Blumenstock mitgenommen und ihn bei einem Soldaten aus Chemnitz aufs Grab gesetzt.

Ein Gärtner unterhielt sich mit uns, der die Gräber hier betreut. Er sagte, es sei sein Wunsch, auch nach dem Kriege da noch arbeiten zu dürfen. Auf meinen Einspruch, daß es doch nach dem Kriege nicht so ganz einfach sei, so ganz ohne Deutsche im Auslande zu leben, sagte er: ‚Hier sind ja Deutsche genug!' und zeigte auf die vielen Gräber. Das hat mich beschämt und erschüttert, still und ergriffen gingen wir davon . . ."

,,Du hast Deinen Brief auf gut Glück an die Heeresschule für Nachrichtenhelferinnen gerichtet, in der Annahme, einmal würde er mich schon irgendwo erreichen. Nun, nach einer mehr als vierwöchigen Irrfahrt ist er dann auch bei mir gelandet, und zwar – halt Dich fest! – im Osten, im Generalgouvernement. Mit einem etwaigen Beileidssprüchlein kannst Du aber gern zurückhalten, denn auch hier läßt es sich leben. Freilich ist so vieles anders als bei uns in der Heimat oder im Westen, aber gerade deshalb hat alles für uns den Reiz des Neuen.

Unser erster Eindruck war an sich ein recht guter, sintemalen wir uns auf das Schlimmste in Bezug auf Primitivität und Unsauberkeit gefaßt gemacht hatten. Wir staunten deshalb nicht wenig, als wir bei unserem stolzen Einzug durch Straßen kamen, deren Häuser einen hellen freundlichen Anstrich hatten. Wie uns später erzählt wurde, sind die Häuser in der Hauptstraße schnell einheitlich hell gepinselt worden, als der Generalgouverneur der Stadt einen Besuch abstattete. Und wir hatten die Polen schon in Verdacht, sich über Nacht auf deutsche Sauberkeit und Ordnung umgestellt zu haben.

Nur unsere Unterkunft machte bei unserem Einzug von außen noch einen recht verwahrlosten Eindruck –

nichts war fertig und im Hause wimmelte es noch von Handwerkern. Da merkten wir dann, was es heißt, zum Vorkommando zu gehören. Sechs Oberhelferinnen waren wir, die man losgeschickt hatte. In der Unterkunft einziehen, die Uniformen aus und die Trainingsanzüge an und in die Arbeit gestürzt, die anfangs darin bestand, daß wir mit heller Begeisterung und endlosem Gelächter Holzwolle in die Strohsäcke füllten, auf denen wir schlafen sollten. Ich kann Dir sagen, am Abend hatten wir alle sechs graue Haare, doch nicht vor Kummer über das harte Lager, sondern vor Staub.

Wie ich schon sagte, war nichts fertig, also waren unsere Möbel auch noch nicht da. So kriegten wir erstmal Ersatzstücke hingestellt, einstöckige Betten, einen komischen wackligen Tisch und Stühle, letztere allerdings in rauhen Mengen. Kleiderschrank, Nachttisch usw. war Luxus! Da machten wir es uns halt so gemütlich, stellten unsere Koffer auf, Reisedecken und große Halstücher darüber gehängt, und wir hatten einige Ausstattungsstücke mehr im Zimmer. Bilder konnten wir noch nicht anhängen, weil die Wände noch nicht trocken waren. So feucht war es in unserem stolzen ‚Schloß', daß unsere Uniformen jeden Morgen ebenfalls feucht waren und es schon einige Überwindung kostete, hineinzuschlüpfen. Tag und Nacht war bei uns die Dampfheizung in Betrieb – jawoll, Dampfheizung! Soweit ist die Zivilisation hier auch schon fortgeschritten. Die sonstigen sanitären

Verhältnisse waren am Anfang einfach vernichtend. Heute lachen wir in der Rückerinnerung darüber – können wir auch, denn heute sind wir stolze Besitzer eines wunderschönen gekachelten Bades mit allem Zubehör. Du brauchst also keine Bedenken zu hegen, daß ich mit einer kleinen Schmutzborke oder gar mit netten kleinen anhänglichen Tierchen behaftet wieder bei den lieben Meinigen auftauche. Meine Mutter habe ich in dieser Beziehung auch schon schwer beruhigt bei meinem letzten Besuch daheim. Mit Stolz habe ich da meinen Urlaubsschein vorgezeigt, auf dem vermerkt war, daß ich frei von ansteckenden Krankheiten und Läusen sei! Was hat man zu Hause darüber gelacht.

Doch nun zurück zu unserer Säuberungsanlage. Damals mußten wir uns mit einem reichlich komischen Waschständer begnügen, in den die Waschschüssel nicht ganz rein paßte, sodaß man regelmäßig morgens beim Waschen eine große Überschwemmung hatte, weil die Schüssel einfach kippte und der Inhalt schnöderweise auf den Fußboden schwappte, mit endlosem Lachen und Schimpfen unsererseits begleitet. Heute haben wir nun ein recht gemütliches Zimmer, das für militärische Verhältnisse beinahe feudal zu nennen ist, allein schon deshalb, weil wir es uns mit vielen eigenen Sachen verschönt haben: hier ein Bild, dort eine Wandvase, auf dem Tisch und der Kommode hübsche Decken.

Ich bewohne mit einer Kameradin zusammen ein Zimmer und wir sind recht stolz auf unsere Behausung.

Sogar Gardinen habe ich mir im Mai, als ich auf Urlaub war, von zu Hause mitgebracht. Du siehst also, auch im Osten komme ich nicht um. Man darf sich halt nicht unterkriegen lassen und muß alles mit der nötigen Portion Humor hinnehmen, dann geht es schon.

Von der Stadt selbst ist nicht viel zu sagen. Beinahe die Hälfte der Einwohner sind Juden, die selbstverständlich in einem Ghetto zusammengefaßt sind. Das schließt aber nicht aus, daß man noch genug von dem „auserwählten Volk" mit der weißen Armbinde und dem Zionstern ‚geschmückt' sieht. Bei vielen der Kinder Israel kann man allerdings nur ahnen, daß das Ding am Arm eine weiße Armbinde darstellen soll, denn sehr oft ist es nur noch ein schwärzlicher Strick. Du glaubst garnicht, wie zerlumpt und schmutzig viele Juden sind. Wir kannten sie ja von früher her beinahe nur von der wohlhabenden Seite. In Bezug auf Lumpen und Schmutz kann man hier so allerhand erleben! Ich habe hier schon Männer und auch Frauen gesehen, derart in Lumpen gehüllt, daß man sich nur staunend fragen konnte, wie eigentlich die einzelnen Fetzen am Körper halten und noch ein einheitliches Ganzes darstellen.

Die Frauen tragen mit Vorliebe Umschlagtücher, auch in der ärgsten Hitze, wo wir in unserer Uniform bald schmelzen wollten und unsere Krätzchen auf dem Kopf zu einer unerträglichen Last wurden. Aber die Polen scheinen auch mehr für warmen Mief als für kalten Ozon zu schwärmen, denn besagte Tücher ziehen sie

dann auch noch weder zweckmäßig noch malerisch über den Kopf. Die Umschlagtücher machen außerdem den Eindruck, als ob der Staub pfundweise darin säße. Dann konnten wir uns auch mehr als einmal davon überzeugen, daß die Tücher auch ganz gut als Taschentücher zu verwenden sind! Ja, empfindlich darf man hier nicht sein!

Selbstverständlich gibt es auch saubere Leute hier. Du mußt nicht glauben, daß nun alles verwahrlost einherläuft, aber wie gesagt, Schmierigkeit ist dennoch Trumpf.

Eine Straßenbahn gibt es nicht bei uns, dafür aber die sogenannten Panjewagen mit einem Pferd bespannt. Gleich nach unserer Ankunft beschlossen wir, einmal versuchsweise mit einem solchen zu fahren, gaben es aber dann doch auf, aus Angst vor Ungeziefer. Neulich begleitete ich eine Kameradin zur Bahn, und da der Koffer sehr schwer war, setzten wir uns mit dem großen Gepäckstück in solch ein stolzes Gefährt und kutschierten lachend zum Bahnhof. Am Rande sei noch bemerkt, daß die Fahrt keine unangenehmen juckenden Folgen hatte!

Was stellst Du Dir eigentlich sonst unter dem Lande vor? Sicherlich eine öde, eintönige Landschaft! Das ist sie auch zum Teil, leider auch in unserer Gegend, vor allem nach Warschau zu. Da fährt man endlos lange durch flache Gegenden und nur ganz vereinzelt tauchen recht erbärmliche Lehmhütten auf. Sie sind mit Stroh gedeckt und in einem solchen Zustand, daß man es kaum glauben kann, daß sie von Menschen bewohnt werden,

soweit man überhaupt von Bewohnen sprechen kann. Vegetieren dürfte wohl der richtigere Ausdruck dafür sein. Wie es im Inneren dieser Hütten aussieht, entzieht sich meiner Kenntnis, ich bin da auch garnicht neugierig. Da genügen mir schon die Schilderungen meines Bruders aus dem Polenfeldzug.

Aber auf der Strecke nach Krakau zeigt sich das Land von einer wunderschönen Seite. Wald, Wald und noch einmal Wald, dazwischen blumige Wiesen. Es macht Freude, an einem lachenden Sonntag durch die Gegend zu fahren! So oft möchte man da auf der Fahrt aussteigen und wandern.

Vor einigen Wochen war ich in Zakopane zur Erholung, und zwar im Gästehaus des Heeresgenesungsheimes, das den Nachrichtenhelferinnen im Generalgouvernement als Erholungsstätte zur Verfügung steht. Der Urlaub dort war eine herrliche Zeit! Dieses Fleckchen Erde ist einzig schön! Unser Heim liegt 1000 Meter hoch ganz herrlich mitten im Wald. Stell Dir vor, dort habe ich das erste Mal im Sommer schneebedeckte Berge gesehen. Wild begeistert war ich über den Anblick und gleich am ersten Abend konnte ich das erste Mal in meinem Leben ein Abendglühen der Berge bewundern. Die Gipfel schienen wie in Feuer getaucht! Ein märchenhaft schöner Anblick! Wunderschöne Wanderungen haben wir gemacht, sogar ganz zünftig gekraxelt, von Kasprowi (nicht ganz 2000 Meter hoch) zum Swinica (ungefährt 2300 Meter hoch), immer auf dem Grenzpfad zur Slowakei entlang. Das

letzte Stück wurde auf allen Vieren gekraxelt. Der Schnee war so pappig, daß man nur schlecht vorwärts kam. Leider habe ich den Gipfel des Swinica nicht ganz erreicht. Mir ging einfach die Puste aus, und ich dachte mir, falscher Ehrgeiz ist da durchaus nicht am Platze, wenn das Herz anfängt zu streiken. Es war halt doch recht ungewohnt für mich.

Auch nach Edelweiß bin ich geklettert. Das hätte freilich üble Folgen für mich haben können. Ich kletterte mit einigen Kameradinnen eine Felswand empor, und plötzlich rutschte mir unter den Füßen ein ganz netter Brocken weg. Da hing ich nun, unter mir den Abgrund, und konnte weder vor noch rückwärts. Eine ungemütliche Situation, das kann ich wohl sagen! Eine Kameradin kam mir zur Hilfe und weiter gings nach oben! Übrigens habe ich beim Abstieg die drei Edelweiß, die ich erbeutet hatte, prompt wieder verloren. Mein Ärger über mich kannte keine Grenzen als ich wieder auf der Erde war und meinen Verlust bemerkte. Daß ich froß war, wieder festen Boden unter den Füßen zu spüren, brauche ich wohl nicht erst noch zu versichern. Nie wieder solche Kraxelei an einer steilen Felswand empor, schwor ich mir. Ist es nicht ein Witz, daß ich erst nach hier kommen mußte, um schneebedeckte Berggipfel zu sehen und Edelweiß zu pflücken? Der Aufenthalt in Zakopane wird mir immer eine schöne Erinnerung bleiben.

Vielleicht wirst Du nun leise den Kopf schütteln, weil ich stundenlang über alles Mögliche schwatze, von

Land und Leuten schreibe, Dir von einem Erholungsurlaub berichte, ohne nur den eigentlichen Zweck unseres Hierseins zu erwähnen, von unserer Arbeit als Nachrichtenhelferinnen.

Da kann ich Dir nur sagen, daß es uns bis zum Beginn des Krieges mit Rußland genau so erging wie den Soldaten damals im Westen, die in ihren Bunkern saßen und auf den Einsatz warteten. Auch wir mußten unseren Tatendrang etwas zähmen und warten, wobei natürlich mehr oder weniger geschimpft und geräuspert wurde. Nun, unsere Arbeit haben wir inzwischen bekommen, wie Du Dir wohl lebhaft vorstellen kannst, vor allem seit dem 22. Juni.

Wir waren am 21. Juni bei einem Unteroffizierskorps zu einem Kameradschaftsabend eingeladen, bei dem es recht gemütlich zuging. Es wurden Reden gehalten, offizielle und humoristische, getanzt, gelacht, gescherzt und – nicht zu vergessen – recht gut gegessen.

Unsere Gastgeber hatten sich wirklich alle Mühe gegeben, uns den Besuch bei ihnen so angenehm wie möglich zu machen. So verging die Zeit wie im Fluge.

Da plötzlich, es war abends zwischen 22 und 23 Uhr, brach mitten in einem flotten Walzer die Musik ab. Der Kommandeur erschien mit ernstem Gesicht unter den Tanzenden und teilte mit, daß das Fest leider vorzeitigen Abschluß finden müßte, da – so fuhr er mit erhobener Stimme fort – seit zwei Stunden schon unsere Soldaten gegen Osten marschierten.

Wir standen da wie erstarrt, Totenstille im Saal, alle



Arzttochter aus Oberbayern

Lustigkeit wie weggeblasen. Unsere Oberführerin dankte den Unteroffizieren für die Einladung, dann bildeten wir auf ihre Anregung einen Kreis – Soldaten und Nachrichtenhelferinnen – und sangen das Lied ‚Gute Nacht, Kameraden, bewahrt Euch diesen Tag...'.

Ich hatte anschließend noch Nachtdienst. So schnell bin ich noch nie in der Vermittlung gewesen wie an diesem Abend! Mit welcher Spannung gingen wir an die Arbeit, waren wir doch auch, wenn auch nur zu einem winzigen Teil, mit eingespannt in das große Geschehen. In dieser Nacht war ich von Herzen stolz darauf, Nachrichtenhelferin zu sein! Was haben wir auf neue Meldungen gewartet.

Draußen hörte man die Flugzeuge durch die Nacht schwirren, unaufhörlich. Wir dachten an unsere Soldaten, die auf dem Vormarsch waren und an unsere Angehörigen in der Heimat. –

Frühmorgens um 5,30 Uhr hörten wir dann die Proklamation unseres Führers durch Reichsminister Dr. Goebbels. Den ganzen Sonntag nach unserem Dienst haben wir gespannt am Lautsprecher gesessen und auf Nachrichten gewartet. An Schlaf war nicht zu denken, da waren wir viel zu aufgeregt, um Ruhe finden zu können . . ."

*

„. . . ja, liebe Eltern, inzwischen ist nun der erwartete Krieg mit Rußland eingetreten. Ich kann mir denken, daß besonders Du, liebe Mutter, sehr erschrocken dar-

über warst. Auch wir konnten es zuerst garnicht glauben. Ein Ende ist nicht zu sehen, und man möchte recht verzagt darüber werden. An Urlaub ist auch lange noch nicht zu denken, doch all das ist wohl die wenigste Sorge.

Die Zeilen, daß Kurt vermißt ist, habe ich mit grossem Erschrecken gelesen, denn da gibt es doch wohl nichts mehr zu hoffen.

Der Krieg ist unendlich bitter für alle, doch er muß zu Ende geführt werden.

Wie gern will ich noch eine Zeitlang Dienst für das Vaterland tun, auch wenn man dabei nicht zu Geld kommt, wie unwichtig ist das doch! Im Gegenteil, ich bin stolz darauf, in dieser Zeit keinen Nutzen zu haben, während Frauen und Mütter ihre Söhne und ihr Glück für die große Sache hergeben müssen. Wie glücklich will ich sein, nach Kriegsende Euch, liebe Eltern, und meinen Willi gesund vor mir zu sehen. Darum bete ich jeden Abend und wenn Gott will, wird er uns diesen Wunsch erfüllen . . .

Nun ist Feldpostsperre und wir werden einige Zeit keine Post von der Heimat erhalten.“

*

„Du warst wohl sehr erstaunt, liebe Mutter, daß Dich seit einiger Zeit nur kurze Kartengrüße erreichten? Schau, es gibt im Leben Begebenheiten, wo neue Eindrücke auf uns einstürmen. Erst wenn man selbst er-

neut Ruhe und Sammlung gefunden hat, vermag man es, sich wieder mitzuteilen.

Bei uns hier ist es still geworden. Der große Krieg rührt die Totentrommel, und wer sie aus nächster Nähe hört wird ernst und schweigsam. Unsere Führerin bekam die Nachricht, daß ihr Bruder gefallen ist. Wir alle waren tief erschüttert von dem großen Leid. Es war der einzige Junge in der Familie und alle Hoffnungen ruhten auf ihm. Für einige Tage reiste unsere Führerin in die Heimat, um den Eltern in ihrem Schmerz beizustehen. — Nun ist sie wieder in unserer Mitte. Sie begrüßte uns alle mit einem kleinen Lächeln und hatte für jeden von uns ein gütiges Wort. Immer ist sie für uns da, bereit zu helfen. Vor dieser Tapferkeit, die alles eigene Leid ganz still für sich trägt, muß man in tiefer Ehrfurcht stehen. Sie lebt uns vor, wie man würdig seinen schweren Weg geht.

Uns allen waren diese Tage wie eine Vorbereitung auf ernste Zeit. Die Gedanken eilen an die Front und in die Heimat, wo man Menschen hat, um die man sorgt und bangt. Gleich nach der Rückkehr unserer Führerin wurde einer Kameradin mitgeteilt, daß ihr Bräutigam gestorben sei und einige Tage später erhielt wieder eine aus unseren Reihen die Nachricht, daß ihr jüngster Bruder das Leben für sein Vaterland gegeben hat.

Gerade da erfühlten wir so recht, was unsere Führerin uns ist. Einer Mutter gleich legte sie ihre lindernde Hand auf Sorgen und Schmerzen und ihre guten Worte trösten; wissen wir doch alle, daß sie das gleiche Leid

trägt, wie die tausend Bräute, Mütter und Schwestern. Sie gibt durch ihr Beispiel den Kameradinnen die Kraft, stark zu sein. Sie mag nicht, daß wir nun die Köpfe hängen lassen, sondern will, daß wir froh und vergnügt sind. Denn gerade unsere Zeit braucht frohe Menschen.

Du siehst, Mutter, daß man hier im Heim wohl geborgen ist, denn unsere Führerin versteht es, durch ihre gütige, stille, feine Art unserem Haus ihr ureigenstes Wesen aufzuprägen und es mit deutschem Geist zu beseelen . . . –

Dein letzter Brief nahm mir eine Last vom Herzen. Nun haben wir doch endlich Nachricht von Bub. Die schrecklichste Gewißheit ist leichter zu tragen, als das ewige Warten und Bangen. Ich glaube, eine Todesnachricht wäre leichter hinzunehmen, als der Gedanke, daß einer unserer Lieben in sowjetische Gefangenschaft geraten sein könnte.

Wenn man die Wochenschau sieht, erkennt man, wie unumgänglich notwendig der Krieg mit den Sowjets war. Wenn diese Meute, diese entmenschte Horde über uns gekommen wäre, hätte Deutschland aufgehört zu leben. Man kann schon sagen, daß jeder Deutsche, der im Osten fällt, sich mit seinem Leibe vor sein Weib, seine Kinder, vor Eltern und Geschwister gestellt hat. –

Wie sehr freute es mich, daß der Bub sich das EK II verdient hat. Was die Jungen da draußen leisten müssen, ist unvorstellbar für uns. Aber sie alle, die die un-

endlichen Greuel gesehen haben, wissen, wofür sie sich täglich neu einsetzen.

In dem ‚Abschiedsbrief', den Bub schrieb, wird das so völlig klar: ‚Wir lassen unser Leben für ein schönes und stolzes Vaterland. Es lebe unser herrlicher Führer!' Wer von solchem Geist erfüllt ist, wird siegen. Wir können getrost unsere Zukunft in die Hand des Führers und seiner unüberwindlichen Wehrmacht legen. Wir können stolz auf unsere Jungen sein.

Wie schreibt doch unser Bub: ‚Sollte mir etwas geschehen, so dürft ihr nicht traurig sein, sondern Ihr müßt stolz und tapfer leben!' Das ist die Kraft, die unseren todesmutigen Truppen innewohnt. Unsere Jungen stürmen und siegen und verstehen, wenn es sein muß, zu sterben. Selbst die letzten Dinge heißen: Mut, Tapferkeit, Treue, Führer, Deutschland.

Und wir können nur ein Gebet sprechen: Herrgott, erhalte uns den Geist, den uns unsere Soldaten vorleben und laß uns niemals dieser großen Taten unwürdig werden . . . –

Lieb Mütterchen, nun ist ja Gust auf Urlaub nach Hause gekommen. Ich wünsche Euch viele, schöne Tage. Wie gern wäre ich auch mit ihm zur gleichen Zeit in unser trautes Heim geeilt. Leider war das nicht möglich. Im Krieg werden an jeden von uns ernste Anforderungen gestellt und Sonderwünsche können da nicht berücksichtigt werden. Schon daß Gust einen Tag bei mir weilen konnte, war wie ein liebes Geschenk. Nun kann er Dir berichten, wie schön es hier ist, wie gut

wir es haben und wie lieb die Führerin und die Mädels sind. Das wird Dir eine große Beruhigung sein.

Glaube mir, in den schönen Stunden, die wir miteinander verleben durften, warst auch Du bei uns. Wir versicherten uns gegenseitig, wie herrlich es sei, eine solche Mutter zu haben, die ihr eigenes Wünschen zur Seite stellt und stolz ist, daß ihre Kinder dem Vaterlande dienen dürfen. Aus jedem Deiner Briefe geht soviel Sonnenschein und Liebe hervor, daß wir immer wieder mit neuem Mut unverzagt das tägliche Werk vollbringen. Niemals hört man von Dir eine Klage über Unbequemlichkeiten, über Sorgen und Nöte, die der Krieg mit sich bringt. Immer sind Deine Berichte voller Begeisterung. Das ist gut so, daß muß so sein! Das stärkt und wir draußen brauchen das . . .“

*

„Dann wird es Dich auch noch interessieren, liebe Ilse, daß wir Nachrichtenhelferinnen im Osten unsere Tätigkeit nicht nur auf das Vermitteln von Nachrichtenverbindungen beschränken, sondern uns auch noch auf andere Weise nützlich machen, und zwar im Lazarett bei unseren Verwundeten.

Das schönste Wetter konnte uns nicht zu einem Gang ins Bad reizen, wir gingen ins Lazarett und betreuten die Verwundeten. Zunächst vertrieben wir den leichter Verwundeten nur die Zeit, brachten ihnen Erfrischungen, die wir in unserer Küche zubereiteten.

Das war ein Betrieb in der NH-Küche. Jede kochte und bruzelte etwas anderes für das Lazarett. Da wurde Obst eingezuckert oder geschmort, Kuchen gebacken in rauhen Mengen, Salate zubereitet und was weiß ich sonst noch!

Für das Kuchenbacken die Zutaten zu bekommen, war garnicht so einfach, denn das ‚Organisieren' wird im Osten sehr klein geschrieben. So waren wir nur auf die uns zustehende Verpflegung angewiesen, die wir allwöchentlich empfangen. Da haben die Mädel einfach auf ihre Butter zum Brot verzichtet, um die nötigen Fette zu einem Kuchen zusammenzukriegen, denn unsere Verwundeten haben einen wahren Heißhunger auf Kuchen.

Jetzt fällt das Aufsparen von Butter leider weg, denn Butter ist bei uns zu einem sagenhaften Begriff geworden, schon seit Wochen bekommen wir keine mehr zu Gesicht. Große Geister stört sowas auch nicht und NH's ebenso wenig. Es tut uns halt nur leid, daß wir kaum noch für das Lazarett backen können.

Seit einiger Zeit ist im Lazarett so viel zu tun, daß wir auch zum Verbinden und anderen Hilfeleistungen mit herangezogen werden. Furchtbare Verletzungen kriegen wir da zu sehen! Einmal habe ich einen Vormittag lang beim Verbinden geholfen. Du kannst Dir garnicht vorstellen, wie erledigt ich da nach Hause gekommen bin.

Nicht, daß ich den Anblick der Wunden nicht ertragen könnte, das ist es nicht, aber es erschüttert mich

seelisch immer wieder! Es ist furchtbar, die Qualen mit ansehen zu müssen und nicht helfen zu können. Man kommt sich so armselig dabei vor, wenn man mit Worten zu trösten versucht, die wohl von Herzen kommen, aber doch die Schmerzen nicht lindern können.

Ich glaube, übermächtiger kann der Wunsch, der Wille zum Helfen wohl niemals sein als in einem Kriegslazarett bei den Männern, die Gesundheit und Leben für uns, für unser Vaterland hingeben! Man trägt ihnen ja nur einen kleinen Teil der Dankbarkeit ab, die wir ihnen gegenüber empfinden, die wir ihnen schuldig sind.

Ich denke so oft, daß man jeden, der in der Heimat murrt, weil er vielleicht im Kriege auf irgendwelche äußere Annehmlichkeiten verzichten muß, nur einmal durch ein Kriegslazarett führen sollte, damit er sieht, daß noch ganz andere Opfer so selbstverständlich in stillem Heldentum gebracht werden und er sich seiner egoistischen Haltung schämt! Nur einmal sollte er dabei sein, wenn ein Verwundetentransport von der Front kommt. Das Herz müßte sich ihm zusammenkrampfen, wenn er sehen müßte, daß man die Verwundeten auf ihrem Transport nur auf Stroh betten konnte, auf dem Fußboden der Eisenbahnwagen, dicht nebeneinander liegend! Und die Verwundeten müssen auch oft tagelang unterwegs sein, ohne daß ihnen eine sorgsame Pflege zu teil werden kann und ihnen jede Erschütterung unsägliche Qualen bereitet. Ich meine,

da müßte jeder, auch der hartgesottenste Egoist anderen Sinnes werden!

Wenn bei den Verwundeten eine Blutübertragung notwendig ist, dann wendet sich das Lazarett ebenfalls an uns. Schon eine ganze Reihe Kameradinnen haben sich dafür zur Verfügung gestellt und eine jede will an die Reihe kommen. Da hat wirklich ein edler Wettstreit eingesetzt. Zu meinem größten Ärger soll ich wegen meines blassen Aussehens davon ausgeschlossen sein. Na, vielleicht kann man mich auch noch einmal dafür gebrauchen, so ganz habe ich ja die Hoffnung noch nicht aufgegeben.

Es ist ganz erklärlich, daß eine Kameradin, wenn sie Blut hingegeben hat, an der Genesung ‚ihres' Soldaten ganz besonderen Anteil nimmt. Mit Freuden wird da bei Tisch verkündet, daß es wieder mit ihm aufwärts ginge, jeder Fortschritt in seinem Befinden wird mit Stolz erwähnt. Und ist es einmal nicht gelungen, einen Verwundeten trotz der Blutzufuhr zu retten, dann ist die betreffende Kameradin traurig, weil sie es einfach nicht fassen kann, daß alles umsonst gewesen sein soll.

Doch ich kann Dir verraten, daß es auch nette kleine Erlebnisse im Lazarett bei den leichter Verwundeten gibt. Dort werden wir mit Hallo begrüßt! ‚Schwester Blitz' oder ‚Blitzschwester' werden wir von Ihnen genannt. Da wird so manches Mal gelacht und gescherzt. Und wenn Verwundete soweit hergestellt sind, daß sie ausgehen dürfen, laden wir sie zu uns in die Unterkunft ein. Das ist immer sehr schön und

macht beiden Teilen viel Freude! Jeder der nur einigermaßen ausgehfähig ist, möchte bei den Nachrichtenhelferinnen zu Gast sein, denn — das muß ich schon verraten — die Verwundeten sind sehr neugierig, wie das Heim der Nachrichtenhelferinnen aussieht. Sie wollen sehen, wie deutsche Mädchen im Osten leben und wohnen. Das heißt, zu sehen bekommen sie natürlich nur unseren Aufenthaltsraum und das Speisezimmer, unsere Wohn- und Schlafräume sind selbstverständlich für alles männliche tabu! Sonntagnachmittag haben wir jetzt regelmäßig Besuch aus dem Lazarett. Jeder, der von dort kommt, ist uns herzlich willkommen.

Uns gibt es soviel Befriedigung, unseren Verwundeten hier draußen in unserer Freizeit etwas sein zu können, ganz gleich, ob es sich um eine schwere Pflege oder um Kurzweil handelt.

So, nun glaube ich, hätte ich Dir wohl erschöpfend berichtet und kann mit meinem Brief zu Ende kommen. Dabei will ich gleichzeitig betonen, daß Du nun bis auf weiteres nichts von mir hören wirst, aber Du weißt ja, wenn ich einmal schreibe, dann ausführlich. Ich hoffe sehr, daß Du mich auch wieder einmal mit einem ausführlichen Schrieb erfreust und mir vor allem über Dein Leben in Dänemark berichtest, das sicherlich, was äußerliche Verhältnisse anlangt, ganz anders wie das meinige verläuft . . .“

In Dänemark?

Ganz anders?

„Auch in unseren kleinen Kreis ist das Leid des Krieges wieder von neuem hereingetragen worden. Der Bruder einer Kameradin ist seit dem 23. Juni vermißt (was das in Rußland heißt!) und der Bruder einer anderen Helferin ist schwer verwundet worden.

Es ist viel, sehr viel, was von unserer Jugend gefordert wird. Wir wußten es ja alle, daß die große Auseinandersetzung zwischen den Weltanschauungen einmal kommen mußte. So bleibt hoffentlich nun späteren Generationen das Leid erspart . . .“

*

„Was kann ich Dir zum Trost sagen, meine liebe Freundin. Welche Worte können Dir Kraft geben, das Schwere zu tragen? Worte sind so arm. Ich kann nur bei einem Höheren für Dich bitten, daß er Dir beistehen möge, liebe Gretl. Es ist noch unfaßbar.

Mutters wenige Zeilen, die von tiefem inneren Mitgefühl sprachen, haben mich zutiefst getroffen und ich kann nicht zu Dir eilen, Dir irgendwie zu helfen. Kann Dir nicht sagen, wie ich mit Dir fühle, liebe Freundin. Wir kennen uns schon lange. Wir wissen um viele heimliche Wünsche miteinander. Gerade deshalb fühle ich Deinen großen Verlust so sehr mit Dir.

Sei tapfer, Gretl, denke ein wenig schon an sein Vermächtnis.

Er ist ja nicht tot. Er lebt in Dir weiter. Du bekommst ihn wieder, ganz klein und darfst ihn für Dich haben,

darfst für ihn sorgen und Deine ganze Kraft, Deine ganze Liebe ihm schenken.

Ist das nicht ein großes Glück, liebste Freundin? Es ist doch ‚Euer' Wunschkind. Denke immer daran. Gerd würde es so wollen. Gewiß. Das Leben ist hart und unerforschlich in seinen Schicksalsschlägen.

Denke voll Stolz an Deinen geliebten Gatten, der als Held für das Vaterland starb, der mitgeholfen hat, an dem großen Ringen der Nation.

Laß Dir meine Worte als Trost aus ehrlichem Herzen dienen, laß Dir sagen, daß ich immer an Dich denke ..."

*

„Wenn es auch nur ganz wenige Zeilen waren, die ich vor einigen Tagen von Dir erhielt, so hab' ich mich doch sehr über das Lebenszeichen aus dem weiten Rußland gefreut. –

Auch darüber, daß Du trotz allem, was nun in Deinem Leben steht, noch Zeit für einen lieben Gruß gefunden hast. –

Und es wäre schön, wenn Du oft daran denken würdest, mir ein paar Worte zu schreiben, damit ich weiß, was Dir Dein Soldaten- und Kriegslos bringt! Daß es nicht leicht ist und oft alle Kraft und jeden Nerv des Körpers und vielleicht noch mehr von der Seele fordert, das kann ich mir gut vorstellen. Und ich kann mir auch denken, daß Dich dieser Einsatz bis zum Letzten ausfüllt und viele leere Stunden des

Wartens und auch Stunden des Enttäuschtseins aufwiegt und das erfüllt, was Du Dir unter der Aufgabe und dem wirklichen Sinn des Soldatseins vorgestellt hast. Gegen diesen letzten, tiefsten und erfülltesten Sinn ist alles, was an Kleinheit, Enge und Begrenztheit früher einmal war, unwichtig und verliert seine Bedeutung.

Und ich kann mir vorstellen, daß Du aus dem Bewußtsein, daß das, was Du im Augenblick erlebst, das wirkliche Leben eines echten Soldaten ausmacht, die Kraft gewinnst, alles, auch das Härteste zu tragen und dabei dennoch ein sehr schönes reiches Lebensgefühl behältst, ja vielleicht erhältst. –

Eines aber darfst Du dabei nicht vergessen – und ich weiß nicht, ob meine Worte, die mir im Vergleich zu dem, was Euch nun in einen unerbittlich harten Krieg preßt, klein und verloren vorkommen, hinreichen können in die Herbstzeit Eurer Einsamkeit – daß jenseits Eures Kampfes, der oft wohl grausame Formen annimmt, auch noch die schöne und beglänzte Welt eines Friedens liegt, in die Ihr eines Tages zurückkehren oder auch erst wieder hineinwachsen sollt. –

Es darf Euch nicht unwichtig werden, daß garnicht weit von Eurem Kampf der Sommerwind durch reife Kornfelder wogt und das goldene Korn in leuchtenden Schwaden zur Erde rauscht. Darüber stehen das Dengeln der Sense, wie der Ton einer hellen Glocke und das Zirpen der Grille.

An den schilfumrauschten Seen, wo sich die kleinen

weißbrüstigen Uferschwalben im Röhricht wiegen — wie im Spiel — und Rohrdommeln und Haubentaucher ihre Nester bauen, sind vor den kleinen geduckten Fischerkaten die Netze zum Trocknen ausgespannt und werfen bizarre Schatten über die silbern glitzernde Wasserfläche, und über dem reifenden weiten Land hier im Osten ziehen die Wolken wie große, weiße Riesenschwärme durch die blaue Flut des Himmels und der Sommer geigt. —

In leuchtend bunten Sommergärten blühen hohe Sonnenblumen, wuchern Königskerzen, Rittersporn, großsternige Margueriten und brennendrote Buschrosen. Der Thymian duftet wild und bittersüß, und braungebrannte, flachsköpfige Kinder spielen in der Sonne.

In den kleinen friedlichen Bauerndörfern kehren am Abend die Herden mit Glockenklang heim, und durch die Linden der alten, winkligen Kleinstädte rinnt die Dämmerung und der schwere süße Duft reicht hinauf bis zu den stillen Sternen. —

Ihr dürft es nicht vergessen, daß dies alles auf Euch wartet, auch wenn es im Augenblick schwer sein mag, sich diese Dinge vorzustellen, oder auch nur daran zu denken. —

Aber glaube mir, einmal wirst Du zu ihnen zurückkehren können, und es wird nicht einmal so schwer sein, so unfaßbar, wie es Dir jetzt erscheinen mag. —

Und auch, wenn Dein ganzes ferneres Leben um das Erlebnis dieses Krieges kreisen wird — und wie könnte es nach allem, was Dir begegnet ist, anders sein — so

wirst Du doch auch mit einer schönen tapferen Gewißheit Dein Herz wieder den lichten Dingen zukehren können. –

Und vielleicht ist es unsere, der Frauen, Aufgabe, diese Dinge, in ihrer Schönheit unberührt, für Euch zu bewahren, um sie Euch, wenn Ihr heimkommt, in die Hände zu legen und Euch zu lehren, sie mit ehrfürchtigem Herzen zu umschließen und die im Kampf hartgewordenen Hände mit einer leisen Dankbarkeit darum zu falten...“

„Die Briefe, die von den Nachrichtenhelferinnen in die Heimat geschrieben werden, drücken wohl am stärksten das Erlebnis des Kriegseinsatzes und die die Helferinnen bewegenden Gedanken aus. Das gilt sowohl von den Briefen, die von den Eindrücken in fremder Umgebung und unter veränderten Lebensbedingungen berichten, als auch von denen, die dem kameradschaftlichen Zusammenleben oder auch persönlichen Empfindungen Ausdruck verleihen.

Die Angehörigen von Nachrichtenhelferinnen werden deshalb gebeten, ihnen geeignet erscheinende Briefe zur Verfügung zu stellen . . ."

In dieser sachlichen Sprache einer Verlautbarung der Nachrichtentruppenabteilung im Oberkommando des Heeres erging im Juni 1941 erstmalig die Aufforderung an Angehörige der Nachrichtenhelferinnen.

Zwei besorgte Gedanken begleiteten diesen „Aufruf":

Werden die Eltern, Verwandten und Verlobten der Helferinnen die zweifellos vorhandene natürliche Scheu überwinden und die ihnen allein zugeeigneten persönlichsten Äußerungen ihrer Töchter, Schwestern und Bräute aus der Hand geben?

Und wird, diesen außergewöhnlichen Vertrauensbeweis vorausgesetzt, der Inhalt der Briefe den auf Grund

weniger bekanntgewordener Einzelbeispiele entstandenen Buchplan rechtfertigen? –

Im Oktober 1941 kehrte ich das erste Mal von der Ostfront zurück und fand auf meinem Schreibtisch neunhundert Briefe von Nachrichtenhelferinnen gebreitet.

In mir lebte noch das unmittelbare Erleben des Panzerstoßes auf Minsk, der operativen Abwehrkämpfe nordostwärts Smolensk, der Panzerattacke auf Leningrad und der Wald- und Sumpfgefechte entlang der Murmanbahn. Meine Gedanken hingen noch immer unlösbar an den tausend Bildern von Blut und Schweiß des kriegerischen Alltags. In dieser frontgebundenen Verfassung des herbstlichen Heimkehrers nahm ich die Selbstzeugnisse deutscher Frauen und Mädchen im Kriegseinsatz zur Hand.

Hundert Tage Ostfeldzug lagen hinter mir. Scheinbar Gewichtiges war in dieser kurzen und doch so inhaltsschweren Zeit unwesentlich, bisher Ungeachtetes bedeutsam geworden.

Wie sollten diese zwischen Front und Heimat geschriebenen Frauenbriefe hinreichen in die Erlebniswucht harter Kampftage?

Was an ihnen konnte noch Bestand haben vor der nun tieferschürfenden soldatischen Schau eines wacheren Gemütes, eines kritischeren Verstandes?

Oder doch?

So begann ich zu lesen, zu sichten, zu ordnen, auszuwählen. Hart im Maß und scharf im Blick.

Und mit jedem Brief, den ich aufgriff, mit jedem Schriftzug, der mir neu vertraut wurde, wuchs die Anteilnahme, reifte die Andacht.

Das war mehr als anregende Beispiele einst ahnen ließen, größer als ein zuversichtlicher Gedanke erwarten, tiefer als eine hoffnungsvolle Idee versprechen konnte!

Das war eine Ansprache – gemeinhin aus privaten und persönlichsten Bereichen kommend und dennoch das Individuale überragend, unbewußt und ungewollt zum Herzen der Gemeinschaft dringend. Das war ein vielstimmiger und doch einziger fraulicher Feldpostbrief.

Nicht so, daß ein jeder Brief zur Gesamtheit sprach und ein selbständiges geschichtliches Dokument darstellte. Frauen liegt es im allgemeinen noch weniger als Männern, ihre tiefsten Empfindungen in Worte zu fassen, und fast immer schweigt und versagt die Sprache vor Erkenntnissen und Bekenntnissen des Gemüts. Oft ruhten die Äußerungen stärkster Gefühle verborgen unter den sächlich = allzusachlichen Mitteilungen und Berichten vom Alltäglichen und Eigenen. Zwischen der Bitte um ein Häkelmuster und der Aufzählung genossener Süßigkeiten eines frohen Kaffeenachmittags fanden sich Gedankensplitter um Sinn und Gesetz des Gemeinschaftslebens und der nationalen Dienstleistung fern der Heimat. Sprunghaft, impulsiv war meist die Niederschrift hoher Empfindungen; bar jeder schreibgewandten Sorgfalt und vielseitigen Sprachvermögens, aber auch frei und unbeeinflußt von jeder Absicht.

Eins aber war allen diesen Briefen gemeinsam: die sich verströmende, beseligende Wärme junger deutscher Frauenherzen und der mitschwingende beglükkende Geist des Überpersönlichen einer vorwiegend unter soldatischen Bedingungen dienenden Frauengemeinschaft.

Bevor diese Briefe zu mir sprachen, sah ich im Osten den Kriegseinsatz der Frauen einer anderen Welt, begegneten mir bewaffnete Weiberhaufen eines entmenschten Massengemischs. Unverlierbar trug ich in mir das grelle Bildnis jener bolschewistischen „Majorin", deren irregeleitetes, entwurzeltes Leben vor der Spitze unserer Schützen sinnlos erlosch. Sie hatte sich mit ihrem Frauenbataillon zum Kampf stellen müssen und war darin geblieben. Wild hing eine schwarze Locke in die Stirn des entseelten, gräulichschönen Gesichts und straff umspannte die Uniform einen wohlgeformten, leblosen Frauenkörper. „Die Reize eines Teufelsweibes", sagte einer der Kameraden und unterschrieb damit vollgültig das faszinierende Motiv eines unnatürlichen Kriegsbildes.

Diese sonderliche Feldepisode verursachte angesichts der Briefe von Nachrichtenhelferinnen des deutschen Heeres eine gegenüberstellende Gedankenverbindung. Hier wie da ein Kriegseinsatz der Frau — und dennoch wahrhaft unüberbrückbar zwei Welten: Abgerichtetes Megärentum und nationaler Frauendienst.

*

Weitgespannt und vielmaschig wie das Netz des militärischen Nachrichtenverbindungsdienstes sind die Einsatz-Standorte der Nachrichtenhelferinnen über den von der deutschen Wehrmacht besetzten und kontrollierten europäischen Raum verteilt. Aus Holland und Belgien, aus Nordfrankreich und von der französisch-spanischen Grenze, aus dem hohen Norden, aus Dänemark und dem Generalgouvernement, aus Kroatien, Serbien und vom Ägäischen Meer waren die Briefe in die Heimat gelangt und dann von den Angehörigen zu treuen Händen an mich weitergegeben worden. In der europäischen Weiträumigkeit ihrer Ausgangsorte spiegelte sich deutlich die umfassende Bedeutung des militärischen Befehls- und Meldewesens.

Es ist etwas wunderbares um diese allgegenwärtige Wirksamkeit des Nachrichtenverbindungsdienstes. Sie gibt der kämpfenden Truppe die beruhigende, stärkende Gewißheit, die Führung steht neben mir, sie lenkt und leitet mich. Und sie befähigt die Führung in souveräner Ruhe und Sicherheit zu wägen, zu wagen, zu planen und zu befehlen, wo immer sie sich befindet, welche Räume sie auch immer von ihren Verbänden trennen.

Eben noch hatte ich es im Verband einer Panzernachrichtenabteilung erlebt, wie aus dem taktischen Funkspruch die soldatische Tat zur zeitlosen Verlautbarung eines geschichtlichen Geschehens wächst und schließlich als Beitrag zur Kriegsgeschichte in den OKW-Bericht aufgeht. Eben noch war ich dabei gewesen, wie

in kritischen Stunden das Vorhandensein einer Fernsprechleitung dem Ersten Generalstabsoffizier einer Panzer-Division ermöglichte, aus seiner größeren umfassenderen Perspektive die Lage zu klären, blutige Opfer zu vermeiden, hartbedrängten, ja scheinbar hoffnungslos verlorenen Einheiten Entsatz zu verschaffen. Man muß die erlösende Wirkung eines klärenden, in höchster Nervenanspannung erwarteten Funk- oder Fernspruches unmittelbar empfunden, mit eigener Hand Stukas zur Hilfe gegen erdrückende Feindkräfte herangerufen und Panzerjäger angefordert haben, um letztes Wissen um Sinn und Gesetz dieses Nachrichtenverbindungsdienstes in sich zu tragen.

Die Funkverbindungen und Fernsprechleitungen der Kampfdivisionen aber laufen zusammen bei den Korps, die der Korps bei den Armeen, die der Armeen bei den Heeresgruppen und die der Heeresgruppen schließlich beim großen Generalstab, beim Oberkommando der Heeres – im Führerhauptquartier. Hinzu treten die Verbindungswege der Heimat und der besetzten Gebiete, der vielfältigen rückwärtigen Dienste, des Nachschub- und Transportwesens.

Und irgendwo in diesem Riesenrahmen sitzen auch die Nachrichtenhelferinnen an den Klappenschränken, an den Fernschreib- und Funkgeräten, wie jedes andere dienende Glied in der umfassenden Kette verantwortlich dem Wert und Gewicht dieses Dienstes verbunden. –

Ihre Pflichterfüllung oder ihr Versagen, ihre Zuverlässigkeit oder ihre Säumnis sind für das ständige und

reibungslose Funktionieren der nachrichtentechnischen Führungsmittel genau so mitentscheidend, wie die soldatische Tat des Nachrichtenmannes im Panzerbefehlswagen, im Verband der Sturmbataillone und Kampfgruppen. Nur daß der Funker und Fernsprecher in schwierigsten Frontlagen und gegen jeden Widerstand, jede Störung, jede Einwirkung des Feindes seine männlich-soldatische Aufgabe erfüllen muß; mit der Waffe in der Hand und mit dem Einsatz seines Lebens. Aber das ist ja gerade der höchste und schönste Sinn des Kriegseinsatzes deutscher Frauen im Nachrichtenverbindungsdienst des Heeres, daß sie durch ihre Bereitschaft die Erfüllung der zahlenmäßig hohen Anforderungen des Waffendienstes, der Frontverwendung der Nachrichtentruppe erleichtern helfen und den Nachrichtensoldaten überall dort ablösen, wo seine männliche Kampfberufung auf die Dauer unerfüllt und unbefriedigt bleiben müßte.

Dieses Wissen und diese Erkenntnis macht uns Nachrichtensoldaten glücklich und dankbar und verbindet uns auf eine besondere Weise mit dem Kriegseinsatz deutscher Frauen.

*

Anfang Januar 1942 rief mich der Befehl wieder nach dem Osten, in die eisigen Gefilde der Nordfront.

Anders fand ich die Kameraden wieder, als ich sie in den schon sehr spätherbstlichen Oktobertagen verlassen hatte. Härter und fester erschien mir das Ant-

litz des Frontkämpfers, tiefer und reifer seine seelische Verfassung geworden. Mochte sein, daß sich mir, der ich zweieinhalb Monate eines vielseitigen Heimatererlebnisses hinter mir hatte, größere Vergleichsmöglichkeiten boten und ich so eine unverkennbare Entwicklung wahrnehmen konnte, die ihnen selbst unbewußt und unauffällig blieb. In vielen kleinen und doch so sinnfälligen Regungen und Äußerungen des soldatischen Alltags waren die Rückwirkungen eines ununterbrochenen überhalbjährigen Fronteinsatzes mit all seiner durchgestandenen und noch durchzustehenden Schwere spürbar. Nun, in den Kampfpausen der Bunkerabende, in der Scheinruhe der Sicherungsabschnitte, beim Verschnaufen in notdürftigen Winterquartieren, schien aus dem Innersten aufzubrechen, was als Saat und Wachstum des blutigen Sommers, eines grausamen Herbstes und eines frostigen Frühwinters die seelischen Kräfte drängte. Der Kriegsabschnitt der Bewährung hatte begonnen. Der Bewährung nicht nur vor dem überstrengen Winter und einem unablässig anstürmenden, nach den Früchten des Sommers und Herbstes greifenden Feind, sondern vor allem der Bewährung vor sich selbst.

Was im Angriffsschwung zahlreicher Durchbrüche, Vernichtungsschlachten und Abwehrgefechte, in der Auseinandersetzung mit einem viehisch kämpfenden Feind, als Gedankensumme und Erkenntnisreichtum des dritten Kriegsjahres aufgekommen war, suchte den herzbefreienden Austausch und die klärende Einord-

nung in ein gigantisch gesteigertes Lebensgefühl. Sei es, daß die hartgewordenen Hände sicherer, zielbewußter und zahlreicher zu Schriften und Büchern geistigen und gemütvollen Gehalts griffen, sei es, daß die abendlichen Gespräche öfter und stärker einen die letzten Dinge des menschlichen und völkischen Seins berührenden Verlauf nahmen. Immer kehrte dann in letzteren die antwortheischende Frage wieder, wie und wann werden wir heimatentrückten Krieger uns eines Tages wohl wieder in die Enge und Ausgeglichenheit des heimatlichen Kreises einfügen lernen? Nicht direkt und unumwunden kam diese große Frage auf, sie stand oft unausgesprochen hinter den Worten eines heimatgerichteten Wissensdurstes, der sich mir, als einem aus der Heimat Kommenden und doch denen draußen Zugehörigen, besonders stark offenbarte.

Als ich die Heimat wieder verließ, nahm ich zwei Zeugnisse unvergänglichen deutschen Frauentums mit mir. Das eine waren frontgerichtete Verse, die mir Frau Ina Seidel beim Abschluß der auf die Kriegsbriefe von Nachrichtenhelferinnen bezogenen Münchener Arbeitsgespräche mit auf den Weg gab und die mit den inbrünstigen Worten „Aber wissen sollt ihr . . .“ überschrieben waren. Sie lebten seitdem unverwischbar in mir:

Nicht zur Seite können wir euch schreiten
Euch nicht laben in der heißen Schlacht,
Dürfen euch das Lager nicht bereiten,
Wenn der Tag verblutet in die Nacht.

Nicht die wunden Füße betten, pflegen
Dürfen euch die Mütter und die Frau'n —
Ach, auf euren ungeheuren Wegen
Seid ihr uns entrückt in Glut und Grau'n.

Aber wissen sollt ihr, sollt es spüren,
Daß wir dennoch ständig um euch sind,
Mag euch einer Linde Duft berühren,
Fächelt euch die feuchte Stirn ein Wind.
Schatten Bäume schützend auf euch nieder,
Wird euch Rast auf sanftem Wiesengras,
Badet fremder Strom euch kühl die Glieder,
Labt die dürre Kehle euch sein Naß:

Unser Sorgen ist es, unser Beten,
Unser Dank, der Erde anvertraut —
Doch auch wenn ihr vorgeht, immer treten
Wir mit an, ob ihr uns gleich nicht schaut.
Die gebären sollen, die gebaren,
Kennen Schmerz und Blut wie Salz und Brot –
Bei euch sind wir mitten in Gefahren,
Mit euch stehn wir wissend vor dem Tod.

Keiner unter Euch, den wir nicht tragen,
Der durch uns nicht an der Heimat hing',
So wie einst mit jedes Pulses Schlagen,
Als ihn seiner Mutter Schoß umfing.

Stumm, in unerschöpflichem Gedenken,
Aus dem Borne, der uns alle speist,
Strömend, strömend wollen wir euch tränken —
Und ihr wißt es. Und das Leben kreist. — — —

Das andere war das bei der Durchsicht der Helferinnen-Briefe gewonnene Erlebnis der unlösbaren inneren Verbundenheit dieser Frauen im Kriegseinsatz mit der kämpfenden Front, wie es besonders in den seit dem 22. Juni 1942 geschriebenen Briefen schön und echt zum Ausdruck kam.

Eines Abends sprach ich im sinnenden Kameradenkreis davon. Besonders von jener sonnendurchfluteten Herzensbotschaft einer Nachrichtenhelferin an einen jungen Kampfflieger, in der die ganze, das heimatliche Leben hütende und bewahrende Kraft des deutschen Frauentums beschlossen war. Erst blickten sie zurückhaltend, ungläubig und ein wenig lächelnd auf mich, als ich aber die Abschrift hervorzog und zu lesen begann, verstummten sie in wachsender Ergriffenheit.

Und als dann nach der Schilderung der lichten Schönheit heimatlichen Lebens die letzten Worte „und vielleicht ist es unsere, der Frauen Aufgabe, diese Dinge in ihrer Schönheit unberührt für Euch zu bewahren, um sie Euch, wenn Ihr heimkommt, in die Hände zu legen und Euch zu lehren, sie mit ehrfürchtigem Herzen zu umschließen und die im Kampf hartgewordenen Hände mit einer leisen Dankbarkeit darum zu fal-

ten . . ." verklungen waren, schwiegen sie in nahezu feierlicher Andacht.

Bis dann einer sagte: „Gewiß, aber das ist eine Einzelne?!"

Aber unverzüglich sprach ein anderer das aus, was sie alle bewegte: „Es genügt, wenn Eine das sagte, was vielleicht Tausende empfinden und was Millionen unbewußt und doch lebendig in sich tragen, ohne ihm Worte zu geben."

*

Seit November 1941 hatte auch in den befreiten und besetzten Ostgebieten der ehemaligen Sowjetunion, im Bereich der heutigen Reichskommissariate Ostland und Ukraine der Einsatz der Nachrichtenhelferinnen des Heeres begonnen.

Anfang April 1942 erneut von der Ostfront zu Sonderaufgaben nach Berlin befohlen, fand ich die ersten aus diesem Einsatz geschriebenen Briefe vor.

Aus eigener kampfgeschwängerter Anschauung mit allen ostischen „Naturverhältnissen" und den Sowjets zu dankenden paradiesischen Errungenschaften aufs Beste vertraut, besaß ich im Grundsätzlichen schon eine bildhafte Vorstellung von den dort für den Kriegseinsatz der Frauen gegebenen erschwerenden „Besonderheiten". Meine Gedankenbilder befanden sich sicherlich mit den besorgten Fragen und Ausblicken der Eltern, Geschwister und Verlobten der Helferinnen in ernster Übereinstimmung, nur daß

sie durch persönliches Erleben schärfere Konturen aufwiesen.

Die mir vorliegenden ersten Briefe waren hingegen dazu angetan, allzukrasse Phantasien zu verwischen. Sie glichen im wesentlichen dem Briefinhalt der anderen Heimatsendungen und waren bemüht, allen, auch den schwierigsten Umständen die beste Seite abzugewinnen und daheim aufgekommene Besorgnisse abzuschwächen, wenn nicht ganz zu zerstreuen. Aber ich hatte aus den vielen Hunderten von Briefen ersehen, daß es zur selbstverständlichen Haltung dieser Frauen und Mädchen im Kriegseinsatz gehört, selbst unter diensterschwerenden örtlichen Bedingungen beruhigende und von ihrem Wohlergehen überzeugende Briefe in die Heimat zu schreiben. Dieser Geist hatte bisher allen Briefen innegewohnt, sodaß ich seine auch aus ehemals sowjetischen Bereichen erfolgende Bestätigung zwar erfreut, aber doch zunächst ein wenig zweifelnd zur Kenntnis nahm. Auf jeden Fall konnte und wollte ich dieses Briefbuch nicht abschließen, ohne einen tatsächlichen persönlichen Eindruck von dem wohl härtesten und schwierigsten Einsatz gewonnen zu haben.

Eine aus anderen Gründen notwendig gewordene Dienstreise bot Gelegenheit, in den im Frühjahr 1942 vorderen und vordersten Osteinsätzen eigenste Anschauungen über Dienstleistung, Unterkommen und Freizeittun der Helferinnen zu erhalten.

*

Strahlende Mittagssonne beleuchtete das Wogen einer vielköpfigen, geschäftigen Menge um den Berliner Bahnhof Zoo, als ich an einem verheißungsvollen Apriltage den FD-Zug zur Fahrt nach dem Osten bestieg. Ich stand am Fenster und verlor keinen Blick von den vertrauten Bildausschnitten zwischen den innerstädtischen Stationen; und auch als der Zug längst aus den Vorgärten der Reichshauptstadt gerollt war, wandte ich mich nicht von den vorbeifliegenden heimatlichen Fluren. Ganz innerlich wollte ich den gleichen Weg nehmen, den die Helferinnen gingen, wenn sie der Befehl nach dem Osten rief. Bis zum sinkenden Abend im schlesischen Land waren meine Augen auf den bunten Wechsel der reichsdeutschen Landschaft gerichtet. Selbst als der Zug zu nächtlicher Stunde in den Krakauer Hauptbahnhof einfuhr, suchte und fand ich noch immer Bilder heimatlicher Art. Dann aber breitete sich die Nacht um den rasenden, stampfenden Zug und als sie endlich dem frühen Morgen wich, war das nebelverhangene Land draußen wie verwandelt. Schmutzstarrende, strohbedachte Lehmhütten an unfesten, ausgefahrenen Wegen bezeugten, daß die Heimat hinter mir geblieben war. Zahlreiche Stroh-, Abfall- und Papierreste zwischen ungesäuberten Schienensträngen kennzeichneten das Geleisfeld vor den formlosen Steinklötzen wahrhaft polnischer Bahnhöfe. Fragwürdige Gestalten in abgerissenen zerlumpten Anzügen und Kleidern bevölkerten die Bahnsteige und blickten aus dreckverschmierten Fenstern überfüllter

Arbeiterzüge. Vielzählig empfand ich die staunenden Augen deutscher Frauen und Mädchen neben mir, die vor mir diesen Weg nahmen.

Als ich in der ersten großen Stadt jenseits der ehemaligen deutsch-sowjetischen Grenze den Zug verließ, umfing mich das frontrückwärtige Treiben einer großen Anhalte- und Ausgangsstation vor den Toren des Reiches. Deutsche, italienische, rumänische, ungarische und slowakische Soldaten durchströmten die Ein- und Ausgänge der Wehrmachtbetreuungsstätte des Deutschen Roten Kreuzes. Fetzenbehangene Straßenjungen boten ihre Dienste als Stiefelputzer an. Die mittagsnahe Sonnenwärme überflutete bündelgleiche Volkshaufen, die stehend, hockend, sitzend den Bahnhofsvorplatz umlagerten. Frauen in knotengeschlungenen grauweißen Kopftüchern und dickbauschigen Röcken, Männer mit verschrobenen Fellmützen, in fleckbesetzten abgetragenen Hosen und ausgefransten Jacken warteten mit den Resten ihrer kümmerlichen Habe auf den Abtransport. Der Krieg mochte sie bis hierher getrieben haben, von wo aus deutsche Ordnung und deutscher Aufbau sie wieder neuem Leben und neuer friedlicher Arbeit zuführen würde.

Eine Weile stand ich und schaute. Wieder nicht allein ich selbst, sondern der erdachte Blick der hier zum Kriegseinsatz ankommenden deutschen Frauen in mir.

Dann erst erklomm ich einen der überbesetzten unfreundlichen Straßenbahnwagen, an dessen Trittstiegen sich die Menschen wie rankende Trauben hingen, und

fuhr stadtwärts zum Heim der Nachrichtenhelferinnen.

Hier, in einem großen sauberen Hause, empfing mich in anheimelnder Ordnung und Gediegenheit die bewillkommnende Gastlichkeit deutscher Frauen und machte die durchschrittene trostlose Ferne vergessen.

Nach aufklärendem Gespräch über Zweck und Auftrag meiner Einkehr durchschritt ich später mit der Hauptführerin die Gänge und Stuben, die Speise- und Aufenthaltsräume, Küche und Keller und fand mich unversehens in heimatlicher Geborgenheit. So und nicht anders mußte es den Helferinnen beim Eintritt in dieses Haus ergangen sein, als sie nach den ersten Eindrücken vom örtlichen Leben am Bahnhof und in der Stadt hier anlangten.

Anderentags, als ich mit ihnen sprach, bestätigten sie diese Empfindung. Sie waren alle ohne Illusionen und mit schlimmeren Vorstellungen hier angekommen und dann von dem unvermutet heimischen Empfang überrascht gewesen. Und hatten dann das ihrige getan, um in ihren persönlichen Bereichen Behaglichkeit und Wohlempfinden auszubreiten.

Wie sehr sie ein Zuhause nötig hatten, erkannte ich wieder einen Tag später, als ich sie an den Klappenschränken und Fernschreibgeräten besuchte und die überaus starke leistungsmäßige Beanspruchung sah, die der Dienst in dieser bedeutenden rückwärtigen Nachschub- und Durchgangszentrale erforderte. Schon der kurze Einblick in die Vermittlungen und Fernschreibstellen machte die Mitteilung glauben, daß die Mäd-

chen oftmals nach Beendigung des in dreifacher Ablösung durchgeführten Dienstes ermüdet und nahezu erschöpft im Heim anlangten, um die notwendige Kräftigung der Ruhezeit zu genießen.

Als ich dann aber in abendlicher Runde mit ihnen zusammensaß und in freizügiger Aussprache die sie bewegenden Gedanken freien Lauf hatten, offenbarte sich der Stolz und die Dienstfreudigkeit, mit denen sie ihre kräftefordernden und auch nervenbeanspruchenden Aufgaben meistern. An diesem Abend gewann ich den ersten Eindruck von der freiwilligen Bereitschaft dieser Frauen im Kriegseinsatz des Ostens; ich nahm ihn als vielversprechenden Auftakt und zog weiter meines Weges.

*

Bis dahin war die Bahnfahrt mit nahezu friedensähnlicher Planmäßigkeit verlaufen, jetzt aber trugen Fortkommen und Beförderungsart schon sehr kriegsmäßigen Charakter. Wieder war es der gleiche Zug, den auch die Helferinnen bei ihrem Anmarsch zu den weiter östlichen Einsatzorten einmal genommen hatten. Wieder versuchte ich die Gedanken nachzuempfinden, die sie inmitten von Hunderten zur Front fahrenden Soldaten bewegt haben mußten. Denn das war ja wohl das besondere für sie an dieser Fahrt nach dem Osten: ihr Einsatz begann zu einem Zeitpunkt, zu dem nicht – wie beispielsweise seinerzeit im Westen – die Operationen bereits abgeschlossen und der Feind zum Waffen-

stillstand gezwungen war, sondern vor ihren künftigen Standorten lag die Front. Die Front, die zur Zeit gerade ihre stärkste winterliche Belastungsprobe durchkämpfte. Es war also nicht allein eine Fahrt in besetztes Gebiet, sondern zugleich auch ins Fronthinterland.

Meine nächste Station war ein kleines, in einer weiten Senke gebettetes und gebreitetes ukrainisches Städtchen, das derzeitige Verwaltungszentrum der Dienststellen des Wehrmachtbefehlshabers und des Reichskommissars. Es machte von Anbeginn einen sauberen, aufgeräumten Eindruck und ließ das mehrmonatige Wirken deutscher Aufbaukräfte erkennen. Die vielgestaltigen Uniformen der Wehrmacht, der Partei und ihrer Gliederungen, der SS und Polizei belebten das Straßenbild. Am Abend nach meiner Ankunft fanden sich die Deutschen zu einem Chorkonzert der Wehrmacht zusammen, in dem auch das Mitwirken der Nachrichtenhelferinnen des Heeres angekündigt war. Und als dann die Mädchen in ihren weißen Festblusen neben den Feldgrauen auf der Bühne erschienen und ihre hellen Stimmen mit dem vollen Ton aus rauhem Soldatenmund sich vereinten, erlebte und empfand ich wohl mit allen andächtig Feiernden, daß mit ihrem Gesang die Heimat selbst aufklang. In mir erwachte die Erkenntnis, was das bloße Dasein dieser deutschen Mädchen für die Soldaten hier draußen bedeuten, wie es ihr Wohlgefühl in der Fremde bestärken und erhöhen mußte.

Auch in dienstlichem Zusammenhang erfuhr ich aus berufenstem Munde, wie das Wirken dieser Frauen im

Nachrichtenverbindungsdienst des Heeres die Abwicklung der zahllosen wichtigen militärischen Aufgaben freundlich beeinflußt. Der Höhere Wehrmachtnachrichtenführer beim Wehrmachtbefehlshaber sprach in anerkennenden Worten von der eigenen psychogenen Note, die der Vermittlungsdienst der Frauen an den Klappenschränken in den militärischen Dienstbetrieb bringt. Ihre unermüdliche, gleichbleibend freundliche Ausdauer bei der Vermittlung der Gespräche, die oft durch die schlechte Beschaffenheit der ehemals polnischen und sowjetischen Leitungen und durch Arbeitsüberlastung und damit verbundener Überreiztheit der Teilnehmer erschwerend beeinträchtigt werde, sei ein besonderes Merkmal ihres kaum zu Beschwerden Anlaß gebenden Einsatzes. Das Lob des Generals galt mir als um so bedeutungsvoller, als er mir als erfahrener, größte Anforderungen stellender Nachrichtenoffizier bekannt war und ich in einer Abteilung gedient hatte, die von ihm schon in Friedenszeiten zu nachrichtentechnischen Höchstleistungen geführt wurde und die dann im Kriege ihre Kampfbewährung bewiesen hatte.

Den Abschluß meines Aufenthaltes bildete der überraschende Besuch in einem der kleinen Heime, wo etwa zwanzig Mädchen mit einer Führerin untergebracht waren. Schon im Flur klang mir der frohe Gesang eines schwäbischen Volksliedes entgegen und in den Stuben saßen die dienstfreien Helferinnen bei Handarbeiten oder mit einem Buch. Die Buchrücken auf den Wandbrettern verrieten auch hier den glei-

chen, schon im letzten Einsatzort beobachteten Geist literarischer Beschäftigung: schöngeistige und lebenswahre Romane bedeutender deutscher Erzähler, heitere und ernste Lyrik und daneben Erlebnisbücher vom soldatischen Kampf dieses Krieges. Die Wände und Tische schmückte jener sinnige bunte Kram, von dem Ina Seidel eingangs sagte, daß er jungen Mädchen so lieb und wert sei. Und blutjunge Mädchen waren es, die hier ein Heim gefunden und gestaltet hatten. Der größte Teil von ihnen war bisher zu Hause gewesen und hatte der Mutter bei häuslichen Verrichtungen geholfen. Bis auch sie dem Ruf einer unter dem Dienst für die Gemeinschaft stehenden Zeit folgten und mithelfend in die Fremde zogen. Erst hatten die Eltern ein wenig besorgt dreingeschaut, so erzählten sie, aber heute seien sie alle daheim stolz, daß auch ihre Tochter dabei sei. Und sie selbst? Nun, einige sprachen mich in ihrem schwäbisch-bleibenden Hochdeutsch an: „Wir müsse immer an unsere Soldate denke, die müsse auch draußen sein, fern der Heimat, ohne Urlaub und dazu noch ständig kämpfe." „Wir Schwoabe halte zusamme. Manchmal kommt freilich auch uns Heimweh an, aber da sitze mer da und verzähle – von daheim!"

Diese Stimmung der Schwoabe-Mädle teilte sich auch sichtbar den anderen mit und diese wiederum trugen bei aus dem Quell ihrer eigenen Volkstumskraft.

So verließ ich auch diese Stätte frohdienender Jungend um einiges reicher und wissender.

*

Bisher hatte die Fahrt nur Einsätze berührt, in denen durch das Vorhandensein zentraler militärischer Einrichtungen und vieler deutscher Zivilverwaltungsstellen, sowie eines immerhin ansprechenden landschaftlichen und städtischen Rahmens bei aller ostischen Primitivität belebende und erleichternde Elemente nicht zu übersehen waren. Nun aber ging es in langer Fahrt durch immer gleichbleibende unübersehbare weite Felder und Wiesen, vorbei an verwahrlosten bäuerlichen Siedlungen und schlammigen Wegen, zu den beiden vordersten Standorten der Helferinnen. Das vom Wasser des Frühjahrs weithin überschwemmte Land wurde immer wechselloser und eintöniger.

Als ich schließlich in dem derzeit vordersten Einsatzort anlangte, war der Himmel grau verhangen und es regnete. Die lange Einfahrt mit dem Zug, vorbei an zerstörten Häusern und Fabriken, dem mit unzähligen abgeschnittenen steinernen Lebensbäumen besäten Judenfriedhof, an notdürftig instandgesetzten Kasernen, in denen das Signalhorn ungarischer Honveds zum Wecken rief — hatte die schwer heimgesuchte Stadt in der hoffnungslosen Öde eines verregneten frühen Morgens vor mir gebreitet. Wie würde es hier in dieser verlorenen städtischen Ruine um die Nachrichtenhelferinnen bestellt sein — das war mein einziger Gedanke.

Einsam ging ich durch die noch wenig belebte Bahnhofsstraße zur Stadt. Wo immer ich auch hinblickte: Schutt, Geröll und Gesteinshaufen, kaum bewohnte Hütten mit brettervernagelten Fenstern oder restlos

zersplitterten Scheiben. Es war eine breite Straße, an der neben verfallenen Holzbuden rohgeziegelte Kästen bolschewistischer Wohnbauten standen. Rechts vor mir, in meiner Marschrichtung gesehen, ein unvollkommener Bordstein, von Senken, Löchern und Pfützen unterbrochen; daneben ein zerfurchter, aufgewühlter Fahrweg; in der Mitte etwas Plaster, holprig und lückenhaft, und eine sehr bolschewistische Mittelpassage, umsäumt von blaugepinselten Einheitsbarrieren, wie sie mir aus anderen sowjetischen Städten vertraut waren; und schließlich ganz rechts wieder ein unfester, ungeebneter Gehsteig. War es das Nachwehen der im Zug durchwachten Nacht oder war es das kalte, abstoßende Einzugsbild, was mich frösteln ließ?

Wenig später klopfte ich auch hier an der Tür zum Heim der Nachrichtenhelferinnen und empfand das entgegenströmende Behagen ordnender deutscher Fraulichkeit mit dem ungläubigen Zögern eines Verwandelten. Als ich nach Stunden im Gästebuch des Heimes die Abschiedsworte des in dieser Stadt früher in militärischer Eigenschaft tätigen Dichters Dr. Josef Leitgeb las, mußte ich fortan immerzu an sie denken. Dieses Heim der Nachrichtenhelferinnen ist wie eine heimatliche Insel der Gastlichkeit und Lebensfreude, hatte er geschrieben.

Gastlichkeit und Lebensfreude – das war es! Ich wußte wohl, daß wie überall auch hier die militärischen Betreuungs- und Versorgungsstellen ihr bestes getan hatten, um eine zweckentsprechende und annehmliche Unterbringung der Helferinnen zu gewährleisten, aber

wie an keinem anderen Ort kam es hier darauf an, was die Mädchen selbst aus ihrer Behausung gemacht hatten. Denn dieses Heim, das sah ich nachdem bei einer mehrstündigen Stadtrundfahrt, war in dieser Stadt wohl der einzige angängige Aufenthaltsort in der Freizeit der Helferinnen. Das zwar sehr schön eingerichtete Soldatenheim litt bei den geschilderten örtlichen Umständen naturgemäß unter ständiger Überfüllung und sonst gab es nur noch ein sehr frontmäßiges Soldatenkino und ein ehemals ukrainisches Theater, in dem aber nur selten eine KdF-Truppe gastierte. So war es den Helferinnen weitestgehend belassen, näher als andernorts aneinanderzurücken, noch mehr zusammenzuhalten und sich ihr Heimleben „schönzumachen".

Ich sprach mit Soldaten, die dann und wann zu abendlichen Stunden als Gäste in dieses Haus gekommen waren und hier in musizierendem, singendem und plauschendem Kreise unvergeßliche Tage schöner Gemeinschaft verlebt hatten. Aus ihren begeisterten Worten sprach die Dankbarkeit für ein trautes Heimabend-Erlebnis in fraulicher Obhut und deutscher Geselligkeit fern der Heimat.

Aus den Briefen von Helferinnen, die aus diesem Ort geschrieben waren, wußte ich um stimmungsvolle Schilderungen anschaulicher Reize dieser Stadt. Bei meiner Rundfahrt konnte ich bei bestem Willen zunächst nichts von alledem entdecken. Als aber die mich begleitenden Helferinnen auf kleine Ausschnitte des örtlichen Lebens, die ich sonst wohl übersehen

hätte, hinwiesen, begriff ich den seelenvollen Blick, mit dem junge deutsche Frauenherzen auch scheinbar Unbedeutendem und Häßlichem Interesse und freundliche Seiten abgewinnen. Sie zeigten auf ein Kind am Wege, das zwischen zwei Bäumen auf einer selbstgefertigten Stickschaukel lustig hin und her schwang. Oder sie verhielten lachend vor dem imaginären „Wochenmarkt", wo buntgewürfelt Männer und Frauen hockend und halb liegend verrostete Nägel, kleine Gläser und Holzschälchen mit Tabak oder bei uns zuhaus kaum noch in einem mütterlichen Flickkorb platzfindende alte Bänder und Borden feilboten. Innerlich beschauend standen sie vor der Ursprünglichkeit des Einfachsten und geradezu Kümmerlichen und ließen mich frauliche Erlebnistiefe ahnen, wo der hartgewordene Blick des Soldaten unbeeinflußt und gewöhnt vorbeistrich. So lernte ich manches an den Briefen verstehen, was mir bisher unbegreiflich oder zumindest seltsam erschienen war, weil eben noch das letzte Wissen um die zutiefst frauliche Schau der Dinge fehlte.

*

Nun aber drängt es mich, endlich von jenem zu sprechen, was als Äußerung einer für den Außenstehenden bewundernswerten Haltung und eines vorbildlichen nationalen Geistes von Einsatz zu Einsatz immer stärker und unmittelbarer in Erscheinung trat und zum begeisternden Höhepunkt meiner Ostland-Fahrt wurde.

Briefe und dienstliche Meldungen aus einem Balkan-

einsatz hatten mir davon Zeugnis abgelegt, daß während kommunistischer Umtriebe und Unruhen in den Juli- und Augusttagen 1941 Nachrichtenhelferinnen des Heeres selbst unter Einwirkung verbrecherischer Sprengstoffattentate tapfer und selbstverständlich an ihren Klappenschränken verblieben waren. Und erst kürzlich hatte ich mir in Berlin berichten lassen, in welch ernster Dienstauffassung die Nachrichtenhelferinnen von St. Nazaire während des schmählich mißglückten nächtlichen Landungsversuches der Briten in gefahrvoller Stunde zuverlässig ihren in dieser Situation besonders wichtigen Verbindungsdienst erfüllten. Die zudem in allen Briefen lebendigen idealistischen Grundzüge hatten mit wachsender Erkenntnis eine hohe Meinung von Geist und Haltung der Helferinnen in mir ausgelöst.

Dennoch beruhte es auf sachlichen Erwägungen, wenn ich mir bei Antritt meiner Fahrt zu den Osteinsätzen vorstellte, daß der unter besonders erschwerenden örtlichen Umständen geleistete Dienst in den ehemals sowjetischen Gebieten wohl kaum allseitig begeisterte Regungen hervorrufen konnte. Nicht zuletzt auch deshalb, weil mir bekannt war, daß der größte Teil der Helferinnen aus dem mehrmonatigen Erlebnis der zweifellos annehmlicheren und in den allgemeinen Lebensbedingungen leichteren westlichen oder nordländischen Einsätze kam. Es war dies ein Gedanke, wie er wohl im grundsätzlichen jedem Soldaten gekommen sein mag, als er das erste Mal von dem Kriegseinsatz deutscher Frauen und Mädchen im Osten hörte.

Aber selten nur ist meine abwägende Vorstellungswelt einer so gründlichen Selbsttäuschung und Unkenntnis unterworfen gewesen wie in diesem Falle. Nicht nur, daß sich fast alle Helferinnen freiwillig aus dem Westen nach dem Osten gemeldet hatten, war diese Meldung vornehmlich deshalb erfolgt, weil mit der eingetretenen Verlagerung des Schwergewichtes der militärischen Kriegsentwicklung nach dem Osten in verschiedenen Westeinsätzen der Arbeitsanfall nachgelassen hatte und für die Helferinnen dadurch nicht mehr eine volle Befriedigung ihres Betätigungsdranges gegeben sein konnte. Darüber hinaus hatten sie gerade deshalb die Versetzung zu Osteinsätzen erbeten, weil sie dort erschwerende und den Einsatz der ganzen Person fordernde Bedingungen erwarteten. Und schließlich, und das nicht zuletzt, weil sie dem an der kämpfenden Front stehenden Soldaten näher sein und ihm zeigen wollten, daß die deutsche Frau nicht scheut, ihm in seine neulandschaffende ostische Weite zu folgen. Das gilt sowohl für die Ostbereitschaft der Helferinnen wie der Führerinnen. Letztere mußten sich ja von Anfang an darüber klar sein, welche gesteigerten Aufgaben hausmütterlicher Fürsorge und welche erhöhten Anforderungen an das persönliche Vorbild im Osten gestellt waren. Unter den obwaltenden Verhältnissen mußte naturgemäß ihre Verantwortlichkeit für das körperliche und seelische Wohlbefinden der ihnen anvertrauten Helferinnen um vieles erhärtet und vergrößert werden. Hinzutraten die vielfältigen Belastun-

gen eines auch in den Einsatzorten der Helferinnen ungewöhnlich grimmigen Winters mit all seinen klimatischen Erscheinungen und gesundheitlichen Störungen.

Nichts aber konnte die Einstellung und Haltung der Soldaten zum Kriegsdienst der Nachrichtenhelferinnen des Heeres stärker beeinflussen als dieser frauliche Tatbeweis unter unwirtlichen und unbilligen ostischen Voraussetzungen. Sowohl die Briefe der Helferinnen als auch die Gespräche mit vielen Soldaten bestätigten mir die gesteigerte Achtung, die der männliche Kämpfer vor dem Kriegseinsatz der deutschen Frau im Osten gewonnen hatte.

Auf Grund meiner langjährigen politischen Tätigkeit und nach den Kampfeindrücken des Sommers und Winters empfand ich die außerordentliche Bedeutung der Rückwirkung dieses Osteinsatzes deutscher Frauen für die Gesamtheit. Aber erst als ich in allen besuchten Orten auf eine direkte Frage aus dem Munde der Helferinnen spontan und geschlossen den Wunsch vernahm, noch weiter im Osten zum Einsatz zu kommen, erkannte ich ganz den geschichtlichen Vorgang, der sich mit diesem Osteinsatz deutscher Frauen anbahnte. Es war mir bewußt, daß der Durchschnittsdeutsche auf Grund einer jahrhundertelangen West- und Überseeorientierung in seiner derzeitigen Grundeinstellung noch immer eine nicht zu übersehende Abneigung dem Osten gegenüber hegte. Noch während der sommerlichen Kämpfe in der Mitte und vor Leningrad war mir bei fast allen Kameraden, natürlich be-

sonders angesichts des keineswegs günstig beeindruckenden bolschewistisch-asiatischen Anschauungsunterrichts, diese Stellungsnahme entgegengetreten. Wenn dann auch während der Winterkämpfe zunehmendes Erwachen für die über den Krieg hinaus gültige deutsche Aufgabe im Osten unter ihnen spürbar war, so war es doch niemals so elementar und mitreißend spürbar geworden, wie es sich hier unter diesen Frauen und Mädchen überall in der gleichen Weise offenbarte. Die Erfüllung der deutschen Ostaufgabe war und ist aber nicht unwesentlich davon abhängig, ob sie vom ganzen Volke aufgegriffen wird und inwieweit vor allem die deutsche Frau und Mutter die dazu notwendige innere Wandlung des deutschen Menschen befruchtet und den durch Jahrhunderte verschütteten deutschen Ostland-Fahrergeist wieder neu belebt. So muß ich bezeugen, daß das unvermutete stolze geschlossene Bekenntnis dieser Frauen zur deutschen Aufgabe im Osten zum tiefsten und beglückendsten Gewinn meiner Fahrt wurde, weil es in konsequenter Ausdeutung seines gesamtvölkischen Gewichts die natürliche Gesetzmäßigkeit einer künftigen Entwicklung verhieß.

Wenn ich nun diesem erlebnistreuen Bericht anhand der vorliegenden Ostbriefe noch Selbstzeugnisse folgen lassen wollte, könnte und dürfte ich es in Bezug

auf Geist und Haltung nur in der einzigen Zielsetzung: das ganze Dokumentarwerk mit allem Dazugesagtem unter erhöhten und verstärkten Akzenten von Neuem!

Tausende von Briefen aber werden im Laufe des Krieges noch von den Nachrichtenhelferinnen des Heeres in der Heimat eingehen und immer wieder erneut bis in jede Zeile und jeden Buchstaben die Wahrheit und Echtheit dieses Buches belegen. Sie alle werden, dessen bin ich gewiß, die Eltern, Geschwister, Freunde und Verlobten der Helferinnen befähigen, stolz und freudig meine beweiskräftigsten Zeugen zu sein.

*

Wenn dieses Buch erscheint, sind die ihm Frühjahr 1942 vordersten östlichen Einsätze der Nachrichtenhelferinnen des Heeres längst nicht mehr die vordersten und östlichsten. Zahlreicher und weitgespannter werden dann die Standorte der Helferinnen in den von der deutschen Wehrmacht und ihren Verbündeten in härtesten Kämpfen erweiterten europäischen Lebensraum vorgeschoben sein. In ihrem nachrichtenfachlichen Teilbereich werden die Helferinnen überall mithelfen, diesen Raum schon im Kriege mit den Segnungen planmäßiger deutscher Kolonisation und neuzeitlicher europäischer Erschließung zu durchdringen. Denn alle, die heute dort als deutsche Ordnungs- und Aufbaukräfte wirken, von dem kämpfenden Soldaten der Front und seiner rückwärtigen Dienste über die Nachrichtenhelferinnen des Heeres bis zu den Beauf-

tragten, Beamten und Angestellten der nachrückenden zivilen Verwaltung, sie leisten unter kriegsbedingten Gesetzen Pionierarbeit, die einer künftigen friedlichen Nutzung und Erhaltung zugute kommen wird.

Noch ist nicht abzusehen, wann der kriegsbedingte Einsatz deutscher Frauen und Mädchen im Nachrichtenverbindungsdienst des Heeres einmal seinen Abschluß finden kann. Eins aber ist sicher: daß auch dann, gerade dann im Frieden, zahlreiche deutsche Frauenkräfte im Osten zum Einsatz kommen, stärker und das ganze Leben ausfüllender als es heute neben den Nachrichtenhelferinnen schon für die weiblichen Angestellten der zivilen Verwaltung, der Reichsbahn und Polizei, der Parteistellen und nationalsozialistischen Hilfsorganisationen oder auch der im Osten werkenden deutschen Einsatzfirmen für die Kriegszeit der Fall ist.

Möge ihnen dann die gleiche unversiegbare Kraft innewohnen, die im Kriege die Nachrichtenhelferinnen des Heeres beseelte und in ihren heimatgerichteten persönlichen Briefzeugnissen als vorbildschaffender Geist und vorgelebte Haltung der deutschen Frau zur vollsten Entfaltung kam.

Und möge ihnen dann in stillen und manchmal vielleicht auch schweren Stunden dieses Briefbuch Anhalt und Rüstzeug sein, um aus dem fließenden Born verbriefter fraulicher Gemeinschaftsleistung immer wieder aufs Neue jene Größe zu gewinnen, die das ewige Leben der unwandelbaren deutschen Volksseele verbürgt:

die Größe dienender Herzen!